



Logbuch

kreuzer-Sonderheft zur Frankfurter Buchmesse 2026

kreuzer-leipzig.de

Interviews:

Ruth-Maria Thomas

Martina Hefter

Juergen Boos

Böhmen liegt am Meer

Tschechien zu Gast auf
der Frankfurter Buchmesse



journal
FRANKFURT

SAX
DAS DRESDNER STADTMAGAZIN

DER NEUE ROMAN VON BÜCHNER- PREISTRÄGER LUTZ SEILER



Roman. Gebunden. 464 Seiten. € 28,—

Nach den Bestsellern *Kruso* und *Stern 111* erzählt
Lutz Seiler das Leben seines Helden, in dem
sich Weltgeschichte und persönliches Schicksal
überschneiden, weiter.

Suhrkamp

Liebe Leserinnen und Leser,

haben Sie schon einmal Ihre Sorgen und Ängste einer KI anvertraut? Wie hat sich das Gespräch für Sie angefühlt? Waren Sie danach weniger allein? In seinem neuen Sachbuch »Hallo, wie fühlst du dich heute?« (wen der Titel an eine gewisse Gewinnerin des Deutschen Buchpreises erinnert, der oder die blättere zu Seite 26) geht der Journalist und Autor Christoph Koch der Frage auf den Grund, wie KI-Systeme das schaffen: Zum emotionalen Ankerpunkt für Millionen Menschen zu werden und dabei scheinbar mehr Trost, Beistand, manchmal sogar Liebe spenden zu können als Freunde, Verwandte, Vertraute.

Auch ich habe mich schon dabei beobachtet, wie ich, immer wieder mit denselben Problemen hadern, dachte: Damit kannst du deine Freunde jetzt nicht schon wieder belasten, die haben dazu schon alles gesagt und außerdem ihre eigenen Sorgen. Wie schnell passiert es, dass wir von uns selbst genau so viel Effizienz und Lösungsorientiertheit erwarten wie von den Systemen, die uns umgeben. Dass wir uns nicht erlauben, länger an einem Problem zu knabbern, als es eine Freundschaft oder eine Beziehung vermeintlich aushalten würde. Nicht nerven, keine Last sein, die andere Person nicht verlieren.

Vielleicht liegt hier der Hase im Pfeffer: Mit dem richtigen Abo ist die KI immer da, rund um die Uhr, sie dreht nicht die Augen, man merkt ihr nicht an, dass das Gespräch sie gerade nicht besonders interessiert. Sie simuliert den perfekten Gesprächspartner: aufmerksam, empathisch, ohne eigene Bedürfnisse.

In seinem Buch zeigt Christoph Koch, dass es für unser Gehirn keinen Unterschied macht, ob ein echter Mensch oder eine Maschine mit uns spricht: Es ist darauf trainiert, ein Gegenüber zu erkennen und zu erfüllen. Wäre es nicht so, würden wir im Kino nicht weinen und nach der letzten Seite eines guten Romans nicht das Gefühl haben, gerade von guten Freunden verlassen worden zu sein. Im Internet ist dazu der Neologismus »Fertigbuchkummer« entstanden. Je besser ein Buch geschrieben ist, desto realer erscheinen uns seine Figuren und desto stärker ist der Einfluss, den sie auf unser Leben und unser Empfinden haben, auch lange über die Lektüre hinaus. Vielleicht führen sie uns in fremde, schwer nachvollziehbare Lebenswelten oder lösen ihre Probleme auf eine Art, die uns beim Lesen fuchsteufelswild macht. Aber damit halten sie uns einen Spiegel vor, der ungetrübt ist von den Schlieren des Gefallenwollens. Die Emotionen, die eine Romanfigur durchlebt, schöpft der Autor oder die Autorin (im besten Fall) aus dem eigenen Empfinden und gießt sie in Worte, die uns wie nebenbei noch darüber staunen lassen, was Sprache vermag.

In diesem Heft finden Sie, wie ich hoffe, Autorinnen und Autoren, denen dies mit ihren Neuerscheinungen gelungen ist. Ohne KI.

ALEXANDRA HUTH
literatur@kreuzer-leipzig.de



DER LANGE DIENSTAG

FÜR BERATUNGEN GANZ IN RUHE – OHNE HEKTIK,
OHNE ZEITDRUCK. JEDEN DIENSTAG 8 – 20 UHR



ERGONOMIE, DIE WIRKT.
FÜR BÜRO |
HOME-OFFICE |
INDUSTRIE |

**IHR EXPERTENTEAM FÜR
BESTE SITZLÖSUNGEN,
PLANUNGEN,
WORKSHOPS
UND
NACHHALTIGE
AUSSTATTUNG**

WIR FREUEN
UNS AUF IHRE
TERMINVEREINBARUNG



JANIK
Ergonomische Bürowelten •

Felsenkellerstr. 1 | 04177 Leipzig
T: 0341 3 91 32 48 | info@janik-leipzig.de
Mo-Fr. 10-18 Uhr
Sa. 10-14 Uhr



www.janik-leipzig.de

Inhaltsverzeichnis



08



11



12

IMPRESSUM

kreuzer Spezial – Die Herbstausgabe des *logbuch* 2026 erscheint als Gesamtbeilage im Oktoberheft von *kreuzer* und *Journal Frankfurt* sowie in der Aboauflage von *Sax Dresden*

Herausgeber: KREUZER Medien GmbH Leipzig

Verlagsleitung: Egbert Pietsch, Tel. (0341) 2 69 80 70

Chefredaktion: Benjamin Heine (V.i.S.d.P.)

Redaktion dieser Beilage: Alexandra Huth, Hannah Kattaneck, Franziska Reif

Gestaltung/Satz: DIE WERFT – Kommunikationsdesign, Tanja Schreiber Kirmse

Produktionsleitung: Andrea Kathrin Kraus, Tel. (0341) 2 69 80 42

Texte von: Marie Allmansberger, Leonie Brommer, Thorsten Bürgermann, Martin Burkert, Eva Burmeister, Sven Crefeld, Pauline Fell, Friederike Freier, Luzie Gänslmayer, Anne Hahn, Marcel Hartwig, Benjamin Heine, Anna Hofer, Alexandra Huth, Maurus Jacobs, Hannah Jäger, Greta Jebens, Hannah Kattaneck, Joachim Kern, Johanna Klima, Andrea Kathrin Kraus, Martina Lisa, Karoline Marx, Nadja Naumann, Tobias Prüwer, Manja Reinhardt, Wolfgang Rüger, Britt Schlehahn, Michelle Schleimer, Hanna Schneck, Suse Schröder, Joachim Schwend, Fabian Schwitter, Juliane Streich, Josefine Taubert, Frank Willmann, Annika Zegowitz

Fotos von: Bohemian Kitchen, Karel Cudlín, Dialogmuseum, Frankfurter Buchmesse, Alexa Gelberg, Albert Grundner, Christiane Gundlach, Ernst Höltzer, Jonas Holthaus, Alessio Jarcon, Bertram Kober/Punctum, Taisiia Lokteva, Museum für Kommunikation, Marcel Noack, Michael Rathmayer/Braumüller Verlag, Swen Reichhold, Ursula Roeck, Thomas Roese, Tresor am Römer, Universitätsbibliothek Leipzig, Vojtěch Veškra, Iana Vydrina

Nicht immer gelingt es, die Rechteinhaber von Fotos zweifelsfrei zu ermitteln. Berechtigte Anspruchsinhaber wenden sich bitte an den Verlag.

Titelbild: Christiane Gundlach (Foto), Tanja Schreiber Kirmse (Layout)

Bildredaktion: Christiane Gundlach, Tel. (0341) 2 69 80 43

Praktikum Grafik/Bildredaktion: Joyce Grossert

Repro: Marcel Noack, Tel. (0341) 2 69 80 43

Anzeigen: Egbert Pietsch, Tel. (0341) 2 69 80 70

Mölly Follenius, Tel. (0341) 2 69 80 12

Marlene Welzel, Tel. (0341) 2 69 80 10

Vertrieb: Mike Gottfried, Tel. (0341) 29 80 60

Druck: www.trianglprint.cz, Prag

Adresse: *kreuzer* – Das Leipziger Stadtmagazin,

Karl-Liebknecht-Str. 36, 04107 Leipzig,

Tel. (0341) 2 69 80-0, www.kreuzer-leipzig.de

kreuzer erscheint monatlich, Einzelpreis 4,90 €, Abo Inland 49 €. Es gelten die Geschäftsbedingungen des *kreuzer*.

MAGAZIN

- 06 Für Büchermenschen:** Drei Ausstellungs- und zwei Buchtipps
- 08 »Ich wechsele nur die Perspektive«:** Frankfurts Buchmesse-Direktor Juergen Boos im Abschieds-Interview
- 10 Aufatmen in Leipzig:** Gute Chancen für den Erweiterungsbau der Deutschen Nationalbibliothek
- 11 Lust auf schöne Bücher:** Eine Frankfurter Ausstellung zu 60 Jahren Stiftung Buchkunst
- 12 »Die Zeiten sind rauer geworden«:** Jaroslav Rudiš über alte Technik und neuen Kulturnationalismus
- 15 »Für die Seele ganz toll«:** Drei Verlags-Gründerinnen und -Gründer über das Publizieren in der Nische
- 18 Weicht dem Schmerz nicht aus:** Die tschechische Autorin Radka Denemarková und ihre aktuellen Werke
- 20 Erlesen:** Ausgewählte Buchempfehlungen aus Tschechien
- 22 Viel mehr als Knödel:** Auf der Suche nach der böhmischen Küche zwischen zwei Buchdeckeln

- 24 »Gibt nicht die eine richtige Art«:** Ruth-Maria Thomas über die verschiedenen Sprachen der Liebe
- 26 »Auch Renaturierung ist ein Eingriff«:** Martina Hefter über veränderte Landschaften durch den Klimawandel
- 28 Von Thüringen nach Isfahan:** Ernst Höltzers Reiseberichte von 1863 bis 1909 als Buch und Ausstellung
- 30 Italiens feministische Stimme:** Zum 90. Geburtstag von Dacia Maraini | Wildes, wütendes Mädchen: Hommage an Christine Nöstlinger
- 31 Im Einsatz fürs gedruckte Buch:** Eine Fahrradfahrt zu den letzten Antiquariaten Frankfurts



Foto: Christiane Gundlach
Gestaltung: Tanja Kirmse



22



24

REZENSIONEN

32 Belletristik

Dana Vowinkel, Tony Tulathimutte, Imani Thompson, Madeline Miller, Dima Alzayat, Özge Inan, Brita Steinwendtner, Sven Regener, Dacia Maraini, Kevin Barry, Anna Gmeyner, Susann Kreller, Leh Wie Liao, Rebecca Fallon, Angelina Maccarone, Eva Menasse, Christina Walker, Ilija Matusko, Florian Bissig, Kerstin Preiwuß, Vikram Seth, Ilona Hartmann, Eva Kranenburg, Wiebke Lorenz, Boris Schumatsky, Otoniya Juliane Okot Bitek, Sybille Ruge, Pauline Hatscher, Suzie Miller, Emmanuel Carrère, Cécil Ludwig Röski, Luka Leben, Selim Özdoğan, Patrick Ryan, María Agúndez, Thea Mengeler, Valeria Gordeev, Ayşegül Savaş, Annie Ernaux/Marc Marie, Tamara Štajner

48 Sachbuch

Lucile Novat, Dirk von Lowtzow, Richard Schuberth, Nikolaus Lelle/Tom Uhlig, Ilko-Sascha Kowalczyk, Susan Neiman, Adwin de Kluyver, Telmo Pievani, Dagmar Röhrlich /Zoe Keller, Jane Draycott, Juliane Streich (Hg.), Voltairine de Cleyre, Gertrude Elizabeth Blood/Lady Colin Campbell, Jens Balzer, Asma Mhalla

56 Kunst

Jan-Werner Müller, Bertram Kober, Sven Bergelt/Juliane Jaschnow/Dieter Daniels (Hg.), Daniel Jonas Roche/Andrew Santa Lucia

58 Comic

Bianca Bagnarelli, Robert Crumb/Michael Hau, Julia Trachsel, Marek Toman/Stislav Setinský, Jean-Blaise Djian/Régis Loisel, John Hendrix, Luc Jacamon, Melanie Wigger, Štěpánka Jislová, Moebius

62 Kinder

Daniela Dröschner, Paulina Rauh, Jiří Dvořák/Marie Štumpfová, Ingolf Lück/Hannah Schenk, Elise Gravel, Katharina von der Gathen/Anke Kuhl, Rebecca Gugger/Simon Röthlisberger, Catherine Adufe Polawiyo, Jiří Dvořák/Daniela Olejníková, Adélia Carvalho/João Vaz Carvalho, David Wautier

66 Letzte Seite: Garantiert kein Clickbait – noch mehr Interviews mit tschechischen Autorinnen und Autoren



205 S. | Geb. | € 24,- | ISBN 978-3-406-85124-7

«Auf nur 205 Seiten wird ein Drama enthüllt, wie nebenbei das Lebensgefühl in der DDR der Siebzigerjahre skizziert, auch die Herausforderung, in einer Diktatur zu bestehen.»

Katharina Stegelmann, *Der SPIEGEL*



265 S. | 1 Abb. | Geb. | € 26,- | ISBN 978-3-406-85117-9

«Scheuers Romane sind *larger than life* und zugleich größer als jede vermeintlich authentische Story.»

Richard Kämmerlings, *Die Welt*

Das logbuch-ePaper wird unterstützt von 1000°. www.1000grad.de

Worte im Verborgenen

Drei Ausstellungstipps für Büchermenschen in Leipzig und Frankfurt

Zum ersten Mal seit 17 Jahren verlässt der Leipziger Machsor den Schutz seines Tresors. Das gewaltige Manuskript ist eine der berühmtesten hebräischen Handschriften, die sich aus dem Mittelalter erhalten haben. Die darin enthaltenen Gebete und Gesänge für die jüdischen Festtage werden von kostbarer Buchmalerei begleitet. Bis zum 25. Oktober ist der Leipziger Machsor in der Bibliotheca Albertina zu sehen – und wird wöchentlich donnerstags umgeblättert. Ein Audioguide in der Ausstellung vermittelt zusätzliche Hintergründe zur Handschrift und ihrer Geschichte. Zur Finissage erzählt Katrin Kogman-Appel, Humboldt-Professorin für Jüdische Studien der Uni Münster und Expertin für hebräische Handschriften, von ihren Forschungen an diesem besonderen Manuskript. Die Ausstellung findet statt im Rahmen von »Tacheles. Jahr der jüdischen Kultur in Sachsen 2026«. AHU

■ Eintritt frei. Weitere Informationen unter www.ub.uni-leipzig.de



COPYRIGHT: UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK LEIPZIG



FOTO: DIALOGMUSEUM FRANKFURT

Anlässlich des Gastlandauftritts Tschechiens bei der Frankfurter Buchmesse lädt das Dialogmuseum Frankfurt zu einer besonderen Reise in den Böhmerwald ein – in völliger Dunkelheit. Blinde und sehbehinderte Guides führen Besuchende in der Ausstellung »Dialog im Dunkeln« durch lichtlose Erlebnisräume. Einer von ihnen verwandelt sich zu Ehren Tschechiens bis zum 31. Oktober in eine ikonische Landschaft des Gastlands. Es wird gelauscht, geschnuppert und ertastet, um dem Böhmerwald als multisensorischem Erlebnisraum näher zu kommen. AHU

■ Teilnahme im Rahmen einer gebuchten Tour.
Weitere Informationen unter www.dialogmuseum.de

Tschechien bildet ebenfalls den Ausgangspunkt für eine neue Ausstellung im Frankfurter Museum für Kommunikation. »Samizdat: Worte der Freiheit in der Tschechoslowakei 1939–1989« beleuchtet die während der kommunistischen Diktatur im Verborgenen entstandene Literatur. Wie umgingen Schreibende (unter ihnen der spätere tschechische Präsident Václav Havel) und Kunschtchaffende die staatliche Zensur, um für das Recht auf freie Meinungsäußerung einzutreten? Die Ausstellung geht bei der Beantwortung dieser Frage praktisch vor, denn um Texte verbreiten und sich vernetzen zu können, brauchte es vor allem Kopiermöglichkeiten. Doch Vervielfältigungsmaschinen standen unter strenger staatlicher Aufsicht. Schreibmaschinen, Kohlepapier, improvisierte Druckverfahren, individuelle Buchumschläge – die Ausstellung zeigt, wie unter repressiven Bedingungen ein kreativer Schriftenaustausch entstand und verfolgt die Wege der Untergrundpublizistik über die damaligen Landesgrenzen hinaus. Die Ausstellung ist eine Zusammenarbeit mit der Mährischen Landesbibliothek in Brunn und bis zum 24. Januar 2027 zu sehen. AHU

■ www.mfk-frankfurt.de



FOTO: MUSEUM FÜR KOMMUNIKATION

Duden goes Katapult



... könnte man auf den ersten Blick meinen, wenn man »Das große Buch der deutschen Sprache« aufschlägt. Doch die einfallsreich und spannend gestalteten Infografiken in diesem Kompendium stammen aus den digitalen Federn von Marmota Maps, einem kleinen Hamburger Unternehmen für Informationsgestaltung. Zusammen mit der Duden-Redaktion haben Lana Bragin und Stefan Spiegel sich Wortungetümen, Schachtelsätzen, Wortspielen und der seltsamen Schönheit schwieriger Pluralformen gewidmet. Dass ihre visuelle Reise durch die – auch – politischen und gesellschaftlichen Ebenen der deutschen Sprache und ihrer Geschichte dabei so leicht zugänglich geworden ist, beeindruckt und wird die mehr als 300 großformatigen Seiten sicher nicht nur im Schulunterricht zu beliebten Begleitern machen. AHU

■ Lana Bragin, Andrea Weller-Essers: Das große Buch der deutschen Sprache. Berlin: Dudenverlag 2026. 304 S., 39 €

Was tun, wenn die Erde wackelt?

Zwei Buchempfehlungen für den Ernstfall

In ihrem Kinderbuch »Was tun, wenn ...« (Kunstanstifter Verlag, Halle 3.0 B 95) bieten Laura Momo Aufderhaar und Verena Hochleitner »kleine Hilfe bei großen Katastrophen«. In mal augenzwinkernden, mal ernststen Dialogen, knalligen Illustrationen und Lösungsmatrizen mit Ja-Nein-Abzweigungen lernen Kinder ab 10 Jahren, was sie tun müssen, wenn es brennt, die Flut kommt oder man im Wald verloren geht. Das alles ist

so stimmig gestaltet, dass das Buch den mit 10.000 Euro dotierten »Preis der Stiftung Buchkunst« 2026 erhielt. Eine fünfköpfige Jury wählte das ausgezeichnete Buch aus den 25 »Schönsten Deutschen Büchern«, die im Juni aus rund 600 Einsendungen hervorgegangen waren. Alle prämierten Bücher gehen bis Mitte 2027 auf große Wanderausstellung, auch im Foyer des Literaturhaus Frankfurt am Main sind sie bis September 2027 zu sehen.

Nachdem Sie nun wissen, welches Buch die Kinder auf den Ernstfall vorbereitet, möchten Sie selbst auch noch etwas Input? Der kommt von der amerikanischen Essayistin Rebecca Solnit, deren Buch »Höllenparadies« vor Kurzem erstmals auf Deutsch erschienen ist (Die Andere Bibliothek). Sie fragt: Wird der Mensch in Krisenzeiten wirklich zum egoistischen Ungetüm, das alle anderen im Stich lässt? Und findet überraschende Antworten. Entlang historischer Ereignisse wie dem Erdbeben von San Francisco 1906 geht Solnit kollektiv verinnerlichte Narrativen à la »Independence Day« oder »Armageddon« auf den Grund und stellt ihnen die Erkenntnis gegenüber, dass der Mensch angesichts von Katastrophen ungeahnte Flexibilität und Solidarität an den Tag zu legen vermag. AHU

■ Verena Hochleitner, Laura Momo Aufderhaar: Was tun, wenn ... Kleine Hilfe bei großen Katastrophen. Mannheim: Kunstanstifter 2026. 72 S., 25 €

■ Rebecca Solnit: Höllenparadies. Warum der Mensch besser ist, als wir glauben. Aus dem Englischen von Nina Frey. Berlin: Die Andere Bibliothek 2026. 456 S., 28 €



ANZEIGE



Deutschlandfunk

Erleben Sie uns live!

Sendungen, Gespräche und Diskussionen

Frankfurter Buchmesse
7.-11. Oktober 2026
Halle 3.0, H105



Bühnenprogramm



COPYRIGHT: FRANKFURTER BUCHMESSE

»Ich gehe mit großer Dankbarkeit«

Juergen Boos über seine zwei Jahrzehnte als Direktor der Frankfurter Buchmesse

Eine Ära geht zu Ende: Nach über 20 Jahren legt Juergen Boos sein Amt als Direktor der Frankfurter Buchmesse nieder. Der ausgebildete Verlagsbuchhändler und ehemalige Manager großer Verlage wie Droemer Knauer und Carl Hanser war seit 2005 als Geschäftsführer der weltweit größten Buchmesse tätig. Doch nicht so schnell! Bevor Boos nach der diesjährigen Messe seinen Platz für Nachfolger Joachim Kaufmann, einen international erfahrenen Verlagsmanager, freimacht, fragt das *logbuch* nach einem Fazit – und Abschiedsworten.

Herr Boos, nach über 20 Jahren als Messedirektor der Frankfurter Buchmesse verabschieden Sie sich im Oktober in den Ruhestand. Wie geht es Ihnen damit?

Es ist ein sehr gemischtes Gefühl. Ich gehe mit großer Dankbarkeit, weil ich in diesem Amt unglaublich vielen klugen, mutigen, kreativen Menschen begegnet bin: Autor:innen, Verleger:innen, Buchhändler:innen, Übersetzer:innen, Agent:innen, Kolleg:innen im Team und natürlich unserem Publikum. Gleichzeitig merke ich schon jetzt, diese besondere Energie im Oktober, dieses Gefühl, die Welt kommt nach Frankfurt, das werde ich vermissen. Und ja, ich freue mich ehrlich auf Zeit, die nicht in Taktung und Terminen gemessen wird. Auf's Lesen, auf's Reisen, auf spontane Neugier. Aber ich gehe nicht weg von der Buchwelt. Ich wechsle nur die Perspektive.

Werfen wir einen Blick zurück: Auf was sind Sie in Ihrer Arbeit als Messedirektor besonders stolz?

Stolz bin ich vor allem darauf, dass die Frankfurter Buchmesse über all die Jahre internationaler Marktplatz und zugleich offenes Publikumsevent geblieben ist. Diese Doppelrolle ist anspruchsvoll, aber sie macht uns aus. Wir haben Themen konsequent weiterentwickelt: Literatur im Dialog mit Film und Serien, neue Formate für junge Zielgruppen, mehr Sichtbarkeit für Audio, digitale Geschäftsmodelle und Innovationen. Und trotzdem ging es immer um den Kern: um Geschichten, Ideen und Sprache. Besonders wichtig war mir auch immer, Räume zu schaffen, in denen Übersetzung, kultureller Austausch und Gastlandprogramme echte Begegnungen ermöglichen.

Und welche Hürden hatten Sie im Laufe der Zeit zu überwinden, die Ihnen im Kopf geblieben sind?

Bei Hürden denke ich sofort an die Pandemie. Plötzlich war Messe nicht mehr selbstverständlich, und trotzdem mussten wir Verbindung halten, für die Branche und als gesellschaftspolitischer Ort. Und natürlich gibt es immer wieder politische Spannungen, Debatten um Grenzen des Sagbaren, Sicherheitsfragen, Boykottaufrufe etc. In solchen

Momenten zeigt sich, wie wichtig klare Prinzipien sind. Wir können nicht allen gefallen, aber wir müssen nachvollziehbar handeln, im Sinne einer offenen, demokratischen Debattenkultur.

Wie hat sich Ihre Beziehung zur Literatur über die Jahre in dem Amt verändert?

Ich habe Literatur im Laufe der Jahre noch stärker als etwas verstanden, das weit über das einzelne Buch hinausreicht. Natürlich lese ich heute anders als früher, weniger unbeschwert, mehr mit dem Blick auf Kontexte. Welche Stimmen fehlen? Welche Themen werden gerade verdrängt? Welche Erzählungen prägen unser Bild von der Welt? Gleichzeitig hat mich das Amt auch demütiger gemacht. Je internationaler man arbeitet, desto klarer wird, wie verschiedenen literarische Traditionen sind, und wie sehr Übersetzer:innen die eigentlichen Brückenbauer:innen sind. Und ganz persönlich ist Literatur für mich mehr denn je ein Ort für Empathie. In Zeiten, in denen alles schneller, lauter, polarisierter wirkt, ist das eine Qualität, die man nicht hoch genug schätzen kann.

Welche Veranstaltungen oder Aussteller sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Es sind weniger einzelne Highlights als bestimmte Momente, die bleiben. Wenn ein Saal plötzlich still wird, weil ein Text oder eine Stimme alle erreicht. Oder wenn man merkt, dass ein Gespräch wirklich etwas verschiebt, im Denken, im Blick auf die Welt. Sehr prägend sind für mich die Gastlandauftritte, weil sie zeigen, wie viel kulturelle Arbeit hinter Literatur steckt: Übersetzungsförderung, langfristige Beziehungen, Neugier aufeinander. Da entstehen Begegnungen, die nicht nach den fünf Messtagen enden.

Gab es einen Gast der Frankfurter Buchmesse, der selbst Ihr Fan-Herz einmal hat höherschlagen lassen?

Bei den Aussteller:innen haben mich immer die überrascht, die mit wenig Fläche und viel Haltung kommen: unabhängige Verlage, internationale Kollektive, Initiativen, die das Lesen auch in schwierige Kontexte tragen. Und ja, es gab natürlich Momente, in denen das Fan-Herz kurz durchkam, wenn große Autor:innen oder Künstler:innen mit einer Präsenz auftauchen, die man sofort spürt. Aber ich versuche, mich da nicht auf einzelne Namen festzulegen, weil es der Messe nicht gerecht wird. Ihr Zauber entsteht aus der Summe der Stimmen.

Was wünschen Sie sich für die künftige Entwicklung der Messe?

Ich wünsche mir, dass die Frankfurter Buchmesse ihre Rolle als internationales Schaufenster und als demokratischer Debattenraum weiter ausbaut, mutig, aber klug, offen, aber mit Haltung. Der Buchmarkt steht unter starkem Druck. Sichtbarkeit wird knapper, Aufmerksamkeit teurer, Geschäftsmodelle verändern sich. Umso wichtiger ist, dass die Messe ein Ort bleibt, an dem Vielfalt nicht nur behauptet, sondern organisiert wird, über Programme, Partnerschaften und die Bereitschaft, auch unbequeme Themen auszuhalten.

Was möchten Sie den Besucherinnen und Besuchern und Fans der Frankfurter Buchmesse als Letztes mitgeben?

Den Besucher:innen und Fans möchte ich mitgeben: Kommen Sie mit Neugier und mit Zeit. Lassen Sie sich nicht nur von dem anziehen, was Sie ohnehin kennen, sondern suchen Sie bewusst das Fremde, das Unge wohnte, das Übersetzte. Lesen ist keine Flucht aus der Welt, sondern eine Form, sie genauer zu sehen. Wenn die Frankfurter Buchmesse dazu beiträgt, dann hat sie ihren Auftrag erfüllt.

INTERVIEW: JOHANNA KLIMA

»Wir müssen nachvollziehbar handeln, im Sinne einer offenen, demokratischen Debattenkultur«

ANZEIGE

buechergilde.de



BESUCHEN SIE UNS AUF DER
FRANKFURTER BUCHMESSE
HALLE 3.0 | C 33

Willkommen bei der Büchergilde Gutenberg, der Buchgemeinschaft aus Passion und Tradition.

Als Mitglied der Büchergilde

- erwarten Sie Bücher zum Lesen und Fühlen
- erleben Sie Buchgestaltung zum Verlieben
- erhalten Sie 2x jährlich unser Magazin
- kaufen Sie 4x im Jahr einen Artikel
- zahlen Sie keinen Mitgliedsbeitrag

Machen Sie mit. Zum Start gibt's 1 Buch geschenkt!

Illustration Katja Gendikova

Hoffnung für das »Gedächtnis der Nation«

Der Erweiterungsbau der Deutschen Nationalbibliothek ist vielleicht doch nicht vom Tisch

Im März kündigte Kulturstatsminister Wolfram Weimer den Stopp des Erweiterungsbaus der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) an. Bis dahin war ein geschlossener Architekturwettbewerb ausgeschrieben worden, das Architekturbüro Code Unique wurde als Sieger gekürt und sieben Millionen Euro waren in die Planung geflossen. Die Lagerkapazitäten in Leipzig sind bereits jetzt schon knapp und werden voraussichtlich in den nächsten zwei Jahren vollständig erschöpft sein.

Per Gesetz ist die Deutsche Nationalbibliothek mit ihren zwei Standorten in Frankfurt am Main und Leipzig dazu verpflichtet, alle in Deutschland erschienenen Medienwerke in »Schrift, Bild und Ton« zu archivieren, außerdem im Ausland veröffentlichte deutschsprachige Medienwerke, Übersetzungen deutschsprachiger Werke und fremdsprachige Werke über Deutschland. Pro erschienenem Werk sind Verlage dazu angehalten, jeweils ein Exemplar nach Frankfurt und Leipzig zu geben. Mehr als 56 Millionen Medienwerke hat die Deutsche Nationalbibliothek bereits in ihrem Bestand, etwa ein Drittel davon sind digitale Publikationen. Der analoge Magazinbestand ergibt 430 Kilometer Regallänge – damit ließe sich die Strecke einer Autofahrt von Leipzig nach Frankfurt am Main säumen. Oder einmal von der Erde zur Internationalen Raumstation ISS reisen.

Schon jetzt werden Bücher nach Frankfurt am Main ausgelagert, der Erweiterungsbau ist für das »Gedächtnis der Nation« bitter nötig. Ein Ausbleiben hieße ein Ungleichgewicht zwischen den Standorten Frankfurt und Leipzig, damit auch ein Ungleichgewicht zwischen West und Ost, und eine Ungewissheit, wie der gesetzliche Auftrag der DNB aufrechterhalten werden könne. Auch in Frankfurt werden in den nächsten Jahrzehnten die Kapazitäten ausgehen. Und die Sammlungen wachsen konsequent, etwa drei Regalkilometer kommen jährlich pro Standort dazu.

Den Stopp des Erweiterungsbaus begründete Weimer im Frühjahr mit den hohen Kosten. Außerdem solle die Nationalbibliothek im digitalen Zeitalter Medienwerke künftig vor allem in digitaler Form archivieren.

Vor dem Büro von Johannes Neuer, Leipziger DNB-Leiter, steht ein Modell der Nationalbibliothek mit einer Lücke, in die der Gewinnerentwurf eingesetzt worden ist – das geplante Gebäude würde sich an die Südostflanke schmiegen und wäre mit Klima-Korridoren ausgestattet, die mit 20 Grad Celsius und 50 Prozent Luftfeuchtigkeit für hervorragende Lagerbedingungen sorgen sollen. Für die nächsten dreißig Jahre würden damit ausreichend Kapazitäten für den analogen Bestand geschaffen werden.

Das digitale Archiv, das Weimer vorschlug – zu kurz gedacht. »Festhalten müssen wir, dass wir schon sehr viel digital sammeln. Unsere digitale Sammlung wächst wesentlich schneller als unsere analoge Sammlung«, erzählt Johannes Neuer. In einer digitalen Sammlung ginge die Haptik analoger Datenträger verloren. Außerdem sei die Digitalität ein Unsicherheitsfaktor. Aus verschiedenen Gründen könnten Daten verloren gehen – sie könnten beschädigt, verschlüsselt oder gelöscht werden. »Außerdem muss man sie immer migrieren«, sagt Neuer. Auch die Digitalisierung an sich sei aufwendig und teuer, wenn es sich nicht um ein natives digitales Medium handle. »Von daher sind die Kosten für die Digitalisierung immens hoch. Ich glaube, diese Rechnung wurde im Frühjahr nicht ausreichend mit in Betracht gezogen«, so Neuer.

Nachdem Wolfram Weimer erfolgreich erst die Buchbranche (Stichwort: Deutscher Buchhandlungspreis) und dann das Bibliothekswesen (Stichwort: Erweiterungsbau) gegen sich aufbrachte, ruderte er kurz vor der Eröffnung der Leipziger Buchmesse zurück. Der Erweiterungsbau sei keineswegs gestrichen, stattdessen stehe die abschließende Prüfung der Kosten und Planungsunterlagen durch die zuständige Bauverwaltung des Bundes noch aus. Es hatte Demonstrationen gegeben, offene Briefe, heftige Reaktionen gegen den Kulturstatsminister, der es sich regelmäßig mit den Kulturschaffenden verscherzt.

Für Leiter Johannes Neuer und das »Gedächtnis der Nation« bedeutet das: Der Erweiterungsbau ist wieder im Rennen. »Der fünfte Erweiterungsbau ist im Regierungsentwurf des Haushalts 2027 mit fünf Millionen Euro enthalten«, verrät Neuer. Das sei ein positives Zeichen, auch wenn es sich nur um eine Teilsumme handle und die Verhandlungen zum Bundeshaushalt 2027 noch andauern. Eine Verabschiedung des Haushalts sei im Herbst zu erwarten. Der Leipziger Standort kann zwar noch keine Freudensprünge machen, aber er kann schon einmal aufatmen. MICHELLE SCHLEIMER



Bisher viermal erweitert: Deutsche Nationalbibliothek in Leipzig

Ein Buch, ein schönes Buch!

Zum 60. Geburtstag lädt die Stiftung Buchkunst auf eine Zeitreise durch die Buchgestaltung ein

Die Digitalisierung griff schon früh nach dem Medium Buch und der Buchhandel bangte um seine Zukunft. Jedoch, die Buchfinken tschilpen es erleichtert von den Dächern der Frankfurter Messehallen: Das gedruckte Buch wurde bis heute nicht durch das E-Book abgelöst. Das mag auch an dem weiten gestalterischen Spielraum liegen, der sich jenen öffnet, die beschließen, ein Buch zu machen. Die 1966 in Frankfurt gegründete Stiftung Buchkunst zeichnet seit sechzig Jahren Bücher für deren besondere Gestaltung, Konzeption und Herstellung aus.

Den runden Geburtstag hat man zum Anlass genommen, die ausgezeichneten Bücher im Museum Angewandte Kunst vorzustellen. Die Ausstellung »Stiftung Buchkunst: 60 Jahre Schöne Bücher« präsentiert rund neunzig der prämierten Bücher und erlaubt zugleich einen seltenen Einblick in das Archiv der Stiftung. Die Exemplare sind Wegmarken durch die gestalterischen, technischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in sechs Jahrzehnten Buchgeschichte. Die Auswahl traf ein unabhängiges Kuratorium aus Experten der Bereiche Buchgestaltung, Buchherstellung, Buchhandel, Literatur, Kunst, Fachbuch sowie Kinder- und Jugendliteratur.

Das Kuratorium hat sich nicht an den erfolgreichsten oder beliebtesten der ausgezeichneten Bücher orientiert oder an einer »Best-of«-Liste. Im Vordergrund stand der Anspruch, die Entwicklung des Mediums Buch über die Jahrzehnte aufzuzeigen. Für das Gründungsjahr 1966 entschied man sich für das Buch »Beat in Liverpool« von Juergen Seuss, Gerold Dommermuth und Hans Maier, dessen Schwarz-Weiß-Fotos die düstere Seite jener Zeit festhalten. Die Jubiläumsschrift »50 Jahre Madaus: Eine aufgeschlossene Firma« ergatterte den Platz in der Ausstellung für das Jahr 1969. Das Besondere sind aufklappbare und raffinierte bewegliche Extras. Herausgegeben wurde es von Dr. Madaus und Co. Köln, einem auf pflanzliche Heilmittel spezialisierten Pharmaunternehmen, gegründet 1919 in Bonn. Die Wahl für 1975 fiel auf »Rund ums Rad: Von Karren, Kutschen und schnellen Kisten«, ein Kindersachbuch von Ali Mitgutsch aus dem Otto-Maier-Verlag Ravensburg, das mit seinen wunderschönen Zeichnungen brilliert. Das Klappbuch »Hunderttausend Milliarden Gedichte« von Raymond Queneau erschien 1984 im Verlag Zweitausendeins Frankfurt/M. in der Übersetzung von Ludwig Harig. Das experimentelle Ensemble von zehn Sonetten veröffentlichte Queneau bereits 1961. Die Seiten sind horizontal geteilt, so dass die Sonette durch Rekombination der einzelnen Zeilen zu Milliarden von Gedichten verändert werden können. Das Jahr 1997 repräsentiert »Das Buch der Bücher« mit Buchumschlägen, die Heinz Edelmann zwischen 1979 und 1996 für den Klett-Cotta-Verlag Stuttgart gestaltete. 2002 brachte der Steidl-Verlag Göttingen »Talking to Myself« des Modedesigners Yohji Yamamoto in Zusammenarbeit mit Carla Sozzani heraus. Die zwei Bände in einer limitierten Auflage von 7.000 Stück gel-

ten als ein Meilenstein der Modefotografie und Buchkunst – definitiv ein Höhepunkt der Ausstellung. Für das Jahr 2010 fiel die Wahl auf »Zettels Traum« von Arno Schmidt, herausgegeben vom Suhrkamp-Verlag. Schmidts wichtigstes Werk drohte mehrfach an der grafischen Umsetzung zu scheitern. Mit »Chez Schnabel« von Anna Haifisch, erschienen 2022 bei Spector-Books Leipzig, ist in der Ausstellung auch ein wunderschönes Kunstbuch zu sehen.

Die Ausstellung zeigt neben bekannten Büchern auch jene, die auf den ersten Blick unscheinbar wirken, jedoch für die Bandbreite und Vielfalt der Buchgestaltung stehen. Hinter jedem Buch werden kreative Köpfe und eine spannende Entstehungsgeschichte sichtbar. Die Schau macht Lust auf schöne Bücher im eigenen Bücherregal. NADJA NAUMANN

■ »Stiftung Buchkunst: 60 Jahre schöne Bücher«, 5.9.–1.11.2026, Museum Angewandte Kunst Frankfurt am Main



Schön: Bücher

Es ist ein heißer Sommertag. Sein aktueller Roman »Wo die Toten sprechen« ist gerade fertig geworden, die Lesereisen und die Messe in Frankfurt stehen bevor. Wir treffen uns im digitalen Raum zwischen Leipzig und dem von Jaroslav Rudiš viel besprochenen Böhmisches Paradies.

»Vielleicht bringt Bier gute Literatur«, steht in Ihrem neuen Roman. Wenn wir uns jetzt vorstellen, wir würden zusammen beim Bier sitzen und uns über die tschechische Literatur unterhalten: Was wäre das für ein Ort und welches Bier trinkt man da am besten?

Ich habe ja »Die Gebrauchsanweisung für Bier« geschrieben, aber da geht es weniger um das Biertrinken, sondern mehr um die Kulturgeschichte des Biers – um den Ort: die Kneipe, das Wirtshaus oder das Kaffeehaus. Die spielen für die Literatur eine große Rolle. Ich beziehe mich selbst gern auf die großen tschechischen Bierliteraten Jaroslav Hašek und Bohumil Hrabal. Deswegen müsste man Pilsner Urquell oder Budweiser trinken: Pilsner Urquell in der Hrabalschen Kneipe »U Zlatého Tygra« (Zum Goldenen Tiger) in Prag oder Budweiser, das Hašek gern getrunken hat, im »Masné Krámy« (Die Fleischbänke) in Budweis.

In Ihrem Roman »Wo die Toten sprechen« blicken Sie mit dem typischen Rudiš-Sound erneut auf Mitteleuropa, es geht, vereinfacht gesagt, um Liebe, Friedhöfe und Dichter. Tote Dichter. Vor allem aber geht es um die Literatur und da fällt auch der Satz: »Böhmen liegt am Meer der toten Dichter« – da habe ich sofort viele Bilder im Kopf.

Ja, es geht viel um Literatur im mitteleuropäischen Raum und ich habe da im Prinzip über meine Lieblingsautoren geschrieben.

Fast nur Männer ...

Damals gab es fast nur Männer, und deswegen nenne ich sie auch die toten Dichter. Heutzutage ist es Gott sei Dank ganz anders. Vielleicht ist es auch eine Art Schwanengesang auf eine vergangene Welt. Es ist natürlich auch ein sehr ironisches Buch, ich spreche davon, dass im Mittelpunkt der Literatur die Böhmerwaldliteratur steht, davon haben Menschen aus Düsseldorf oder Köln wahrscheinlich noch nie etwas gehört. Vielleicht haben sie nicht einmal von Adalbert Stifter gehört. Wenn man heute auf die tschechische Literatur blickt, muss man in erster Linie von Frauen sprechen. Und das ist gut so. Es gibt so großartige Schriftstellerinnen wie Radka Denemarková, Kateřina Tučková oder Alice Horáková, die ich alle sehr schätze.



»Böhmen liegt am Meer der toten Dichter«

Auf ein Bier mit Jaroslav Rudiš oder: Der große Lobgesang auf die Liebe und die Literatur

Sie brechen in dem Buch mit einem Rudiš-Klischee und schicken Ihre drei Hauptfiguren nicht auf eine Zugreise, sondern setzen sie in einen alten Saab.

Vielleicht wollte ich bewusst mit diesem Klischee brechen, aber ich bin auch ein Saab-Verehrer und fahre selbst einen 34 Jahre alten Saab. Meist ist er nur mein Zugzubringer zum Bahnhof. Und es gibt am Ende, ohne jetzt viel vorwegzunehmen, eine Zugszene. Da habe ich wohl an meine Leser und Leserinnen gedacht. (*lacht*) Es ist vor allem meine Vorliebe für alte Technik, beim Saab wie bei der Eisenbahn. Was mir außerdem gefiel: Der Saab ist im Prinzip tot, vorbei, und das passt sehr gut ins Buch, in dem es um tote Dichter geht.

Neulich ist mir der Satz begegnet, die tschechische Literatur hätte eine besondere Neigung zur Melancholie. Vielleicht sollten wir hier erst mal mit ein paar Klischees aufräumen, wenn wir uns über die tschechische Literatur von heute unterhalten.

Neben der Melancholie hat sie auch Humor, Ironie. Was auch für meine Bücher gilt, da geht es nicht ohne. Das heißt aber nicht, dass die Literatur nicht ernst wäre. Mein Eindruck ist, dass sie heute tatsächlich ernster geworden ist, was auch an den Themen liegen mag: Es geht viel um die Aufarbeitung

von Familiengeschichten und Geschichte im Allgemeinen. Ein anderes Klischee war immer, dass sich die kleine tschechische Literatur mit kleinen Themen beschäftigt. Das sehe ich überhaupt nicht. Selbst wenn es um kleine lokale Themen oder Geschichten ging – wie zum Beispiel bei dem von mir hochgeschätzten Bohumil Hrabal –, ging es immer auch um die ganze Welt.

Sie schreiben nicht nur Bücher, Theaterstücke oder sind mit Ihrer Kafka-Band unterwegs, sondern spielen auch eine wichtige Rolle als Kulturmittler zwischen Deutschland und Tschechien, wurden dafür sogar von Frank-Walter Steinmeier mit dem Bundesverdienstorden ausgezeichnet. Wie blicken Sie auf die aktuelle Entwicklung in den beiden Ländern?

Die Zeiten sind rauer geworden und ich glaube, wir Büchermenschen müssen zusammenhalten. Aber ich mache mir um die Kultur, um die Literatur keine großen Sorgen. Die wird es nach wie vor geben. Es spitzt sich nur in beiden Ländern zu, was die Kulturpolitik betrifft. Das liefert uns Schreiben den einerseits sehr viel guten Stoff, andererseits müssen wir uns darauf gefasst machen, dass vermutlich Förderungen wegfallen werden etc. Aber Kultur und Literatur werden es überstehen.

FOTO: SVEN REICHHOLD

Man wusste schon immer, dass es nicht ohne die deutsche, österreichische, polnische etc. Literatur geht. Die deutschen Autorinnen und Autoren schauen wesentlich seltener nach Tschechien. Aber ich kenne zum Beispiel keinen größeren Kenner der tschechischen Literatur als Sven Regener. Dann sind die Themen in der aktuellen tschechischen Literatur auch universell, nicht auf Tschechien begrenzt: Gender, feministische Positionen, prekäre Arbeitssituationen etc.

Kommen wir zum großen Finale kurz vor der Frankfurter Buchmesse: Welche zeitgenössischen tschechischen Autorinnen und Autoren sollte man unbedingt lesen?

Ich würde in erster Linie drei Frauen nennen: Alice Horáčková, Radka Denemarková und Kateřina Tučková. Von ihnen allen sind Bücher auf Deutsch erschienen. »Das geteilte Haus« von Alice Horáčková oder »Schokoladenblut« von Radka Denemarková – das ist für mich wirklich Weltliteratur.

Ich mag außerdem die Gedichte von Petr Hruška sehr, in meinen Augen ist er der größte tschechische Dichter der Gegenwart. Mit ihm gehe ich immer gern Bier trinken, wenn ich in Ostrava bin. Was mich zuletzt sehr beeindruckt hat, waren die Bücher von Vratislav Maňák, sein Roman »Rubikova kostka« (deutsch etwa: Der Zauberwürfel) ist ein großartiges Buch über Pilsen, das hat so vor ihm keiner gemacht. Zuletzt ist von ihm ein wunderbares Buch auf Deutsch erschienen: »Mit Wittgenstein in der Schwulensauna«. Jan Novák halte ich für einen großen Erzähler, vielleicht liegt es daran, dass er lange in den USA lebte und von dort aus auf die Geschichte blickt. Aber meine größte Entdeckung in diesem Jahr ist Petra Klamboučová. Ihren Roman »An der Moldauquelle« gibt es nun auch auf Deutsch, das ist meine absolute Empfehlung.

INTERVIEW: MARTINA LISA

AKTUELLE BÜCHER VON JAROSLAV RUDIŠ:

■ Wo die Toten sprechen.
München: Luchterhand 2026. 240 S., 24 €
■ Gebrauchsanweisung für Bier.
München: Piper 2025. 256 S., 16 €

Ich habe Ihren Roman auch als eine große Ode an die Liebe und die Literatur gelesen ...

Darum geht es tatsächlich, das glaube ich. Die Liebe und die Literatur, die bringen und halten uns zusammen. Wenn ich über diese »Kulturnationalisten« nachdenke, die es in Deutschland und Tschechien schon im 19. Jahrhundert gab und die sich jeweils immer für etwas Besseres hielten, da muss ich wirklich lachen, wie bekloppt die damals waren und bis heute sind. Aber sie haben dazu beigetragen, dass dieser mitteleuropäische Raum zerfiel.

Sie haben in letzter Zeit eine Serie für das tschechische Fernsehen gemacht, in der Sie tschechische Autorinnen und Autoren porträtiert und begleitet haben. Wenn Sie auf die aktuelle tschechische Literaturszene blicken, was ist da überraschend, anders als in der deutschen? Oder unterscheiden sie sich doch nicht so sehr?

Ich sehe vor allem die Verbindung. Vielleicht liegt es auch daran, dass Tschechien ein kleines Land ist, aber ich finde, dass die Autorinnen und Autoren hier schon immer im großen Kontext gedacht und geschrieben haben. Und das machen sie bis heute. Sie sahen und sehen sich als Teil des ganzen mitteleuropäischen Raums, in Verbindung mit anderen und nicht von ihnen getrennt.

„L10...11“
Oktober
November
2026

MI / 7.10. / 19 UHR

Carsten Gansel »Ausradiert?
Wie die Literatur der DDR
verschwand«

DO / 15.10. / 19 UHR

Lutz Seiler »Das tickende Herz«

FR / 16.10. / 18 UHR
STADTBIBLIOTHEK

»Herbstsommer«
Adel Karasholi zum 90. Geburtstag

DO / 22.10. / 19 UHR

Miriam Carbe »Unerwünschte
Töchter«

DI / 27.10. / 19 UHR

Homers »Odyssee«
in einer Neuübersetzung

MI / 28.10. / 19 UHR

Peggy Mädlar »Selbstregulierung
des Herzens«

DI / 3.11. / 19 UHR

Helene Bracht »Irma tanzt«

MI / 4.11. / 19 UHR

Lukas Rietzschel »Sanditz«

SA / 21.11. / 19 UHR

Edgar Selge »Juras letzter Sommer«

ANZEIGE

www.literaturhaus-leipzig.de
Literaturhaus Leipzig e. V.
Gerichtsweg 28, 04103 Leipzig
kontakt@literaturhaus-leipzig.de



Reichsgründung verhindern

Jaroslav Rudiš' neuer Roman ist ein wilder Trip durch Europa, Literatur und Musik

Drei dem Tod verbundene Personen beggenn einander: Miss Detroit braust nach dem Tod ihres Vaters mit seinem weißen Saab quer durch Europa. Sie trifft auf Lorenzo, der seine jüdische Großmutter Dora vermisst und ihr »Dichterherz« wird. Mit Unterstützung eines Literaturprofessors rettet sich Lorenzo vor Kreuzspinnen aka Nazischweinen. Weil »die Kreuzspinnen heute wieder überall lauern und die Bücher der toten Dichter vernichten wollen«, entwickelt er sich zum Literaturfresser. Miss Detroit und Lorenzo treffen auf Caspar, eine kränkliche, unentschiedene Person, die, wenn es drauf ankommt, zuschlagen kann. Caspars Vater, der Radiovampir, »der langsam die Welt zu vergessen beginnt, die auch ihn vergisst«, verschwindet in Erinnerungen an seine Toten, mit denen er die Nächte verlebt. Während Lorenzos Familie schweigt – nur Großmutter Dora spricht vom grauen

Schnee der Konzentrationslager –, wiederholt sich Caspars Vater stetig. In kurzen, schnörkellosen Textabschnitten fahren wir mit den dreien zu den Friedhöfen Europas, übernachten an Gräbern und verkosten Friedhofswasser. Alle drei wissen: »Wenn dieses Wasser das Meer erreicht, wird dieses Meer ein singendes Totenmeer sein.« Sie machen sich auf nach Berlin, beseitigen beiläufig die Gebeine vom Henker von Prag und verhindern damit eine Reichsgründung von Nazis zwischen Duben und Lübben. Rudiš schreibt Literatur- und Sozialgeschichte, bringt uns an Orte, von denen wir nicht wussten, dass wir sie hätten besuchen wollen. Gemeinsam mit den drei Hauptfiguren reflektieren wir Leben, Tod und Liebe als Gegenwehr gegen Nazis. SUSE SCHRÖDER

■ Jaroslav Rudiš: Wo die Toten sprechen. München: Luchterhand 2026. 240 S., 24 €

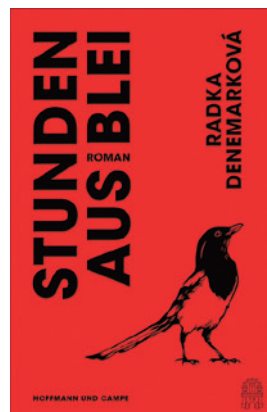
Lesetipps von Jaroslav Rudiš



■ Alice Horáková: Geteiltes Haus. Aus dem Tschechischen von Sophia Marzloff. Zürich: Diogenes 2026. 880 S., 28 €



■ Radka Denemarková: Schokoladenblut. Aus dem Tschechischen von Eva Profousová. Hamburg: Hoffmann und Campe 2026. 576 S., 33 €



■ Radka Denemarková: Stunden aus Blei. Aus dem Tschechischen von Eva Profousová. Hamburg: Hoffmann und Campe 2022. 880 S., 32 €



■ Kateřina Tučková: Gerta. Das deutsche Mädchen. Aus dem Tschechischen von Iris Milde. Berlin: Klak 2018. 548 S., 25 €



■ Petr Hruška: Und ich sah mein Gesicht. Gedichte. Aus dem Tschechischen von Martina Lisa. Berlin: Voland & Quist 2026. 72 S., 20 €



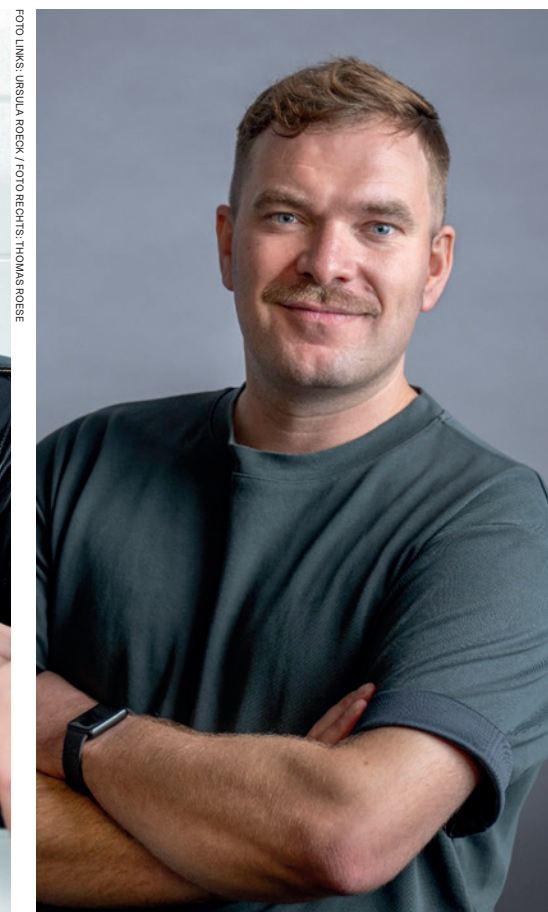
■ Vratislav Maňák: Mit Wittgenstein in der Schwulensau. Aus dem Tschechischen von Lena Dorn. Düsseldorf: Karl Rauch 2026. 192 S., 26 €



■ Jan Novák: Tschechenkrieg. Graphic Novel. Aus dem Tschechischen von Mirko Kraetsch. Berlin: Voland & Quist 2019. 256 S., 26 €



■ Petra Klabouchová: An der Moldauquelle. Aus dem Tschechischen von Christina Frankenberg. Heidelberg: Morio 2026. 320 S., 24 €



Verlegen Bücher aus Tschechien: Veronika Siska, Ondřej Cikán und Ruben Höppner (v.l.n.r.)

Einfach machen! Und Wahnsinn? Immer!

Drei noch sehr junge Verlage mit Schwerpunkt tschechische Literatur trotzen den Marktzwängen

Während viel über das Sterben und Verschwinden kleiner Verlage geklagt wird, entscheiden sich manche, gerade jetzt einen unabhängigen Verlag zu gründen. In den letzten Jahren entstanden in Wien, München und Berlin gleich drei Verlage mit dem Fokus auf tschechischer Literatur (einer von ihnen hat seinen Fokus neu ausgerichtet, zwei sind neu). Gegründet von dreien, die aus dem Tschechischen übersetzen. Eigentlich Wahnsinn. Das *logbuch* sprach mit den dreien: Veronika Siska (Allee-Verlag), Ruben Höppner (Anthea-Verlag) und Ondřej Cikán (Ketos-Verlag) über die Freuden und Fallstricke des Daseins als Verlegerin oder Verleger.

Wie viel Wahnsinn gehört dazu, heutzutage einen kleinen Verlag mit einem Nischenprogramm zu gründen? Braucht es dafür mehr Mut oder Übermut?

VERONIKA SISKÁ: Ich glaube, wenn man heute einen Verlag gründet, geht das eigentlich nur in einer Nische, der Massenmarkt ist ja schon besetzt. Ein Nischenprogramm ist wahrscheinlich das Einzige, das noch funktionieren kann. Und Wahnsinn – immer! Aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Man muss in seinem Leben Dinge einfach aus-

probieren und hoffen, dass man sich dabei nicht total ruiniert.

ONDŘEJ CIKÁN: Ich habe nach acht Jahren und vierzig Titeln, seitdem es den Verlag gibt, gemerkt, dass es ganz hilfreich ist, daneben eine normale Arbeit zu haben. Da kann man im Verlag noch freier sein und erst recht die richtig argen Sachen herausbringen.

RUBEN HÖPPNER: Ganz ehrlich: Es braucht tatsächlich Übermut und ein bisschen Wahnsinn. Wenn man sich die Zahlen anguckt, ist es ein ziemlich bescheuertes Projekt. Realistisch betrachtet ist es eigentlich Quatsch, was man macht, also ökonomisch. Aber es ist für die Seele ganz toll, für die Welt und für die Gesellschaft auch, und deswegen braucht man ein bisschen Wahnsinn, indem man das ausklammert, einen Nebenjob oder andere Möglichkeiten hat und dann eben solche tollen Sachen macht.

Sie übersetzen alle drei Literatur aus dem Tschechischen, was abgesehen von Gastlandauftritten ein wahres Nischendasein bedeutet: Tschechische Bücher sind auf dem deutschen Buchmarkt sonst nicht besonders präsent. War das der entscheidende Impuls zur Verlagsgründung?

CIKÁN: Ja.

HÖPPNER: Meine Antwort ist ein bisschen länger. Ich würde sagen: Jein. Ich habe mir angeschaut, was die anderen Verlage gerade machen, und hatte den Eindruck, dass der ganze Raum Ostmitteleuropa extrem unterbelichtet war. Das fand ich schade. Ich wollte gar nicht die großen Schätze bergen, sondern die Vielfalt zeigen.

CIKÁN: Mich hat schon am Gymnasium die tschechische Moderne sehr beeindruckt und ich wollte sie meinen Mitschülerinnen und Mitschülern näherbringen, fand aber keine Übersetzungen, die mir zusagten, die genau den Klang, den Rhythmus und die Musikalität wiedergaben. Zu der Zeit fing ich an zu schreiben und versuchte, die tschechische Dichtung im Deutschen nachzuahmen. Daraus ist irgendwann das Übersetzen geworden. Ich hatte schon ziemlich viel in der Schublade. Dann war es eigentlich der klügste, beste und auch ökonomischste Weg, einen eigenen Verlag zu gründen. Wenn man die Übersetzungen ständig anbietet, verliert man sehr viel Zeit und bekommt schlechte Verträge.

SISKÁ: Bei mir war es ähnlich. Ich hatte eine ziemlich konkrete Vorstellung von der Ajvaz-

Werkausgabe und mir schien es aussichtslos, sie komplett bei einem Verlag unterzubringen.

Sie meinen den tschechischen Schriftsteller Michal Ajvaz, der zwar in sehr viele Sprachen übersetzt wurde, aber eben nicht ins Deutsche. Haben Sie Ihren Verlag also seinetwegen gegründet?

SISKA: Michal Ajvaz war der Anlass der Verlagsgründung, aber nicht der Grund. Der Grund waren all die anderen »Ajvaze« in den Schubladen meiner Übersetzerkolleg:innen, also hochliterarische schwedische, isländische, polnische etc. Texte, die es aus irgendeinem Grund noch nicht auf den deutschen Buchmarkt geschafft hatten. Ajvaz' Texte haben mich überzeugt, denn sie sind auf eine Art wahnsinnig und gleichzeitig wirken sie lange nach. Man kann sie hundertmal lesen und bleibt jedes Mal gedanklich an einer anderen Stelle hängen. Jeder findet da etwas – aber man muss natürlich Ajvaz' surrealistischen Stil mögen.

Herr Höppner, in Ihrem Verlagsprogramm fällt eine breite Palette an zeitgenössischer tschechischer Literatur auf, neben Prosa auch Lyrik oder Jugendbuch. Wie suchen Sie die Titel aus?

HÖPPNER: Ich glaube, das ist aus der Not entstanden. Nach der Übernahme des Verlags wollte ich mich von meinen Vorgängern abgrenzen, meine Haltung zeigen und auch sondieren, was so funktioniert. Ich wollte mich erst mal positionieren, in der Zukunft wird mein Programm etwas schlanker, fokussierter sein.

Herr Cikán, wenn ich mir den Kētos-Verlag anschau, würde ich sagen: ein künstlerisches Vorhaben in der Tradition der Wiener Gruppe – kompromisslos und irgendwo zwischen Genialität und Wahnsinn angesiedelt. Sie verlegen auch gern 600-seitige Übersetzungen aus dem Altgriechischen oder die klassische tschechische Moderne, also sehr viele tote Autorinnen und Autoren ...

CIKÁN: In Tschechien lernt jeder in der Schule Máchas »Mai« auswendig. Die meisten Leute, die schreiben, kennen die Symbolisten, die Surrealisten, die Poetisten. Mir ging es darum, mit diesen Klassikern ein Fundament zu schaffen, damit Menschen, die die zeitgenössische Literatur lesen, auch wissen, worauf sie aufgebaut ist, damit sie die tschechische Tradition kennenlernen können: Die ist mit ihrem starken Fokus auf den Surrealismus schon ziemlich außergewöhnlich.

Die andere Sache, um die es mir ging: diverse Außenseiter und Ausreißer herauszubringen. Das ist zum Beispiel Jana Černá, aber auch Jan Křesadlo, der auf Altgriechisch ein Weltraumepos verfasst und dann ins

Tschechische übersetzt hat. Von so etwas bringt man dann eben eine dreisprachige altgriechisch-tschechisch-deutsche Ausgabe heraus.

Wir müssen noch mal über das liebe Geld reden. Wie finanzieren Sie Ihren Verlag? Haben Sie alle einen Job nebenbei?

CIKÁN: Ich habe es sechs Jahre lang geschafft, den Verlag hauptberuflich zu leiten. Das ging, weil ich gleichzeitig Übersetzer, Autor und Verleger bin und auch noch bei der Grafik mitmache. Das heißt, ich kann mich da ganz gut selbst ausbeuten, aber auch Stipendien bekommen. So kann man sich über Wasser halten, aber langfristig ging das nicht. Irgendwann war ich wahrscheinlich schon fast ausgebrannt. Seit ich am Gymnasium Altgriechisch und Latein unterrichte, ist es super. Und ich kann meine Verlagsarbeit auch gut mit der Schule verbinden. Jetzt arbeiten zum Beispiel zwei Schülerinnen an einer neuen Ausgabe des »Orbis Pictus« von Comenius, die dann lateinisch-deutsch erscheint.

HÖPPNER: Ich konnte mir den Verlag überhaupt nur leisten, weil ich einen Job an der Uni habe. Ich wollte eben nicht beides sein – Verleger und Übersetzer, ich bewundere es bei euch, dass ihr das so macht. Mir war klar, dass ich nur eins machen kann. Aber es geht nur mit diesem anderen Job. Die Finanzierung – da bibbere ich die ganze Zeit. Ich habe zwar jetzt ein Ja bekommen, aber es kann immer genauso ein Nein sein, und dann ist die ganze Jahresplanung auf einmal futsch. SISKA: Ich finanziere mich auch viel über Förderung. Langfristig möchte ich mich daraus jedoch etwas lösen, denn man weiß grundsätzlich nie, wie sich die Förderpolitik der einzelnen Länder entwickelt.

Was bedeutet in diesem Zusammenhang der Gastlandauftritt in Frankfurt für Sie als Verleger oder Verlegerin? Haben Sie alle einen Stand?

SISKA: Der Gastlandauftritt ist natürlich großartig. Wo immer er Sichtbarkeit und Anknüpfungspunkte für die Bücher schafft, hilft das enorm. Ich bin in Frankfurt am Gemeinschaftsstand des Schöne-Bücher-Netzwerkes dabei, aber ich hadere ein bisschen mit den Messen. Es geht dort viel um das Gesehenwerden, was natürlich auch wichtig ist, aber am Ende bringt mir ein Stand auf der Messe nichts, wenn ich dort nicht genug Bücher verkaufe und auf den Kosten sitzenbleibe. CIKÁN: Frankfurt wird spannend. Kētos hat einen eigenen Stand, aber ich bezweifle, dass sich das auszahlt, weil Frankfurt einfach viel teurer ist als alle anderen Messen. Aber die Messen sind für den Verlag ganz wichtig, dort gelingt es mir tatsächlich, mit Leuten in Kontakt zu treten und Fans zu gewinnen, die bleiben.

HÖPPNER: Es ist natürlich viel zu teuer, aber das ist ein strukturelles Problem und das wissen auch alle. Auch die Verantwortlichen, und die ändern ja nichts. Ich merke aber, dass der Buchmarkt gerade mit tschechischen Titeln überflutet wird. Es ist natürlich eine Chance, sichtbar zu werden, gleichzeitig aber auch ein riesiges Problem, weil Bücher dabei untergehen. Ich habe deswegen auch Titel zurückgehalten, die mache ich später, ich will eben nicht, dass sie untergehen. Zugleich haben wir als »die Kleinen« nicht die Marketing-Maschine. Wenn »die Großen« behaupten, wir haben das große Ding, dann bekommt es eben die Aufmerksamkeit, egal, wie toll oder preisgekrönt alle anderen Titel sind.

Vielleicht können wir an dieser Stelle ein wenig gegen die Marktmechanismen arbeiten: Welche heißen Tipps haben Sie denn aktuell im Programm?

SISKA: Bei mir ist es einfach, ich habe nur einen tschechischen Autor im Programm. Ich empfehle deshalb natürlich Michal Ajvaz: »Passagen unter Glas«. Wer »Die andere Stadt« mochte, wird dieses Buch lieben – es ist noch einmal ein ganzes Stück vielschichtiger und komplexer. Der Roman lädt mit seinen sieben Erzählebenen dazu ein, sich tief in den »Passagen« zu verlieren, um sich anschließend auf faszinierende Weise wiederzufinden.

HÖPPNER: Bei mir ist es auch einfach, ich empfehle »meine zwei Herren«: Miroslav Hlaučos »Pfingsten« – wenn man von der Realität fliehen und einen schönen magischen Realismus erleben will – und Marek Torčík natürlich, eine klassenkritische queere Lektüre, die wirklich berührt. Ein Buch, bei dem ich nach langer Zeit selbst geweint habe.

CIKÁN: Bei uns ist das große Pferd die »Astro-nautilia« von Jan Křesadlo, die jetzt erscheint. Aber ich würde allen empfehlen, als Grundlage für all den fantastischen Realismus »Valerie und die Woche der Wunder« von Vítězslav Nezval und als Grundlage für überhaupt alles Máchas »Mai« zu lesen. Das kann nicht häufig genug wiederholt werden.

INTERVIEW: MARTINA LISA

Literaturtipps aus den Verlagen

Den **Allee-Verlag** mit Sitz in München gründete die Lektorin und Übersetzerin Veronika Siska 2024. Der Verlag widmet sich europäischen Sprachen, die auf dem deutschen Buchmarkt unterrepräsentiert sind, europäische Vielfalt als gelebte kulturelle Praxis ist das Motto. Dabei hat der tschechische Autor Michal Ajvaz eine herausragende Rolle: Sein komplettes Prosa- und Lyrikwerk soll – in der Übersetzung der Verlegerin – nach und nach erscheinen.

■ www.allee-verlag.de

Den **Anthea-Verlag** gründete Margarita Stein zusammen mit ihrem Mann, dem Balkanologen Detlef W. Stein, 2011 in Berlin. Er hatte schon immer mitteleuropäische Literatur im Blick. 2024 übernahm Ruben Höppner den Verlag und richtete ihn neu aus. Zeitgenössische Literatur mit gesellschaftlicher Relevanz und mitteleuropäischer Perspektive ist das gesteckte Ziel – Aktivismus als Teil der verlegerischen Praxis. Was offenbar wirkt: Ruben Höppner wurde in diesem Jahr für den Young Excellence Award nominiert, der Verlag im vergangenen Jahr mit dem Verlagspreis ausgezeichnet.

■ www.anthea-verlag.de

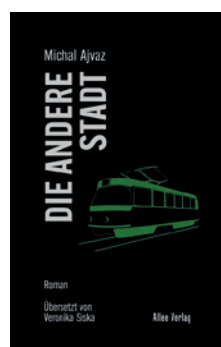
Der Autor und Übersetzer Ondřej Cikán gründete den **Kētos-Verlag** aus Wien 2018, kurz vor dem Gastlandauftritt Tschechiens auf der Leipziger Buchmesse – mit dem Ziel, so kompromisslos wie möglich zu verlegen. Die Muse ist hier Teil des Programms. Verlegt wird »Unübersetzbares« von wilder Poesie bis zu poetischer Prosa aus der Antike und aus der Gegenwart. Ein Fokus liegt auf der Übersetzung klassischer tschechischer Moderne (Poetismus, Symbolismus, Surrealismus), außerdem werden Underground und Ausreißertum verlegt.

MARTINA LISA

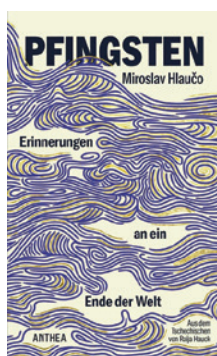
■ www.ketos.at



■ Michal Ajvaz: Die andere Stadt. Aus dem Tschechischen von Veronika Siska. München 2025. 208 S., 27 €



■ Michal Ajvaz: Passagen unter Glas. Aus dem Tschechischen von Veronika Siska. Berlin 2026. 456 S., 30 €



■ Miroslav Hlaoučo: Přínost. Erinnerungen an ein Ende der Welt. Aus dem Tschechischen von Rajia Hauck. Berlin 2026. 426 S., 26 €



■ Marek Torčík: Was die Zeit nicht nimmt. Aus dem Tschechischen von Mirko Kraetzsch. Berlin 2026. 320 S., 25 €



■ Vítězslav Nezval: Valerie und die Woche der Wunder. Poetischer Schauroman. Aus dem Tschechischen von Ondřej Cikán. Wien 2018. 224 S., 25 €



■ Jan Křesadlo: Astronautika I + II. Aus dem Tschechischen und Altgriechischen von Ondřej Cikán. Wien 2026. 496 + 496 S., je 30 €

ANZEIGE



FREIHEIT UND EINSAMKEIT IN EINER FREMDEN REALITÄT

Eindrucksvolle Begegnungen mit Menschen, die den Mut hatten, auszubrechen und in der Stille des Waldes ein Leben fernab der Gesellschaft zu führen.

Aleš Palán
Lieber in der Wildnis verrückt werden
Einsiedler im Böhmerwald
Reportagen
Aus dem Tschechischen von Rajia Hauck und Martin Junge
Mit Fotografien von Jan Šibík

408 S., geb., Farbabb., 40,00 € | ISBN 978-3-68948-163-6

mitteldeutscher verlag



Die Erinnerungsarbeiterin

Radka Denemarková legt mit ihren Romanen den Finger in wunde Stellen mitteleuropäischer Geschichte und Gegenwart

Das Argument, dass in Zeiten, wenn Krieg herrscht oder die Gesellschaft schlecht funktioniert, der moralische Instinkt schwindet, darf nicht gelten.« Sagt Radka Denemarková, eine der profiliertesten tschechischen Autorinnen der Gegenwart, geboren im Jahr des Prager Frühlings 1968 als Tochter von Eltern, die sich an diesem Aufbruch beteiligten. Voller Hoffnung, ein Sozialismus mit menschlichem Antlitz sei möglich. Nach der Niederschlagung dieses Reformversuches entwickelten zwei weltberühmte tschechische Literaten diametral gegensätzliche Haltungen zum Politischen: Der in Frankreich exilierte Milan Kundera zog aus seinen Erfahrungen den Schluss kategorischer politischer Enthaltsamkeit. Der Dramatiker Václav Havel dagegen praktizierte mit der bis heute wirkmächtigen Charta 77 das Gegenteil: aktive Einmischung in politische Angelegenheiten. Was ihn nach der Samtenen Revolution 1990 ins Präsidentenamt trug.

Radka Denemarková arbeitet als Autorin, Essayistin und Journalistin in der Havelschen Tradition. Zwar steht sie nicht im Verdacht, ein politisches Amt anzustreben, doch legt sie regelmäßig den Finger in historische und politische Wunden ihres Landes, Europas und der Welt. Geschichten von den sprichwörtlichen Leichen im Keller, die

im Tschechischen als Skelette im Schrank bezeichnet werden, machen den Hauptteil des Werkes dieser vielseitigen und zu Recht auch vielfach preisgekrönten Autorin aus. Dem Schmerz nicht ausweichen, lautet ihre Methode. Denemarková studierte Deutsch und Tschechisch an der Prager Karls-Universität, und mit mehreren ihrer Romane erkundete sie die deutsche, tschechische und jüdische Geschichte ihrer Heimat. Umso erstaunlicher, dass dieses Werk in Deutschland bis dato eher unter Geheimgeschichte rangiert. Es ist zu hoffen, dass sich das in diesem Jahr ändert, wenn es gleich drei Denemarková-Neuerscheinungen in deutscher Sprache gibt.

Literarische Kartierungen der Heimat

Ein schon länger auf Deutsch verfügbarer Text hat hierzulande zwei Titel. Als »Ein herrlicher Flecken Erde« wurde er 2009 erstmals verlegt; die Ausgabe ist vergriffen. Zum Glück hat die Salzburger Edition Tandem die Lücke gefüllt und dem Roman auch im Deutschen zu seinem ursprünglichen Titel verholfen: »Das Geld von Hitler« (tschechisch: »Peníze od Hitlera«). Der Edition Tandem ist mit »Odradek und die Prager Schwalbe« auch ein brandneuer und sehr lesenswerter Band ausgewählter Essays und Reden von Radka Denemarková zu ver-

danken. »Das Geld von Hitler« ist die eng an historische Tatsachen angelehnte, aber fiktive Lebensgeschichte der Jüdin Gita Lauschmannová. Im Sommer 1945 kehrt sie als 16-jährige Holocaust-Überlebende in ihr Heimatdorf Puklice im böhmisch-mährischen Grenzgebiet zurück. Statt des erhofften Trostes findet sie ehemalige Nachbarn vor, die sich den Besitz ihrer in Auschwitz ermordeten Eltern angeeignet haben. Zur Rechtfertigung erklären sie die Lauschmanns posthum zu Kollaborateuren der Nazis. Selbst nach 1990, mit Václav Havel als Präsidenten, tat sich die Tschechische Republik schwer, dieses von tschechischen Bürgern begangene Unrecht an jüdischen Überlebenden beim Namen zu nennen. Dass in ihrer Heimat tschechische, deutsche und jüdische Bewohner jahrhundertlang friedlich neben- und miteinander lebten, habe sie in der sozialistischen Schule nie erfahren, berichtet Denemarková: »Das jüdische und deutsche Element in der Geschichte der Länder der böhmischen Krone wurde bis zum Jahre 1989 mithilfe von nationalistischen Argumenten entweder verzerrt oder ganz ignoriert.« Entsprechend groß war die Kontroverse, als ihr Roman 2006 in Tschechien erschien.

In ihren Kartierungen der Vielvölker-Geschichte ihrer Heimat legt Denemarková immer auch Verbindungen frei – von Böhmen nach Europa und in die Welt. Nostalgische Verklärung, Beschönigung oder Sentimentalität sind ihre Sache nicht; sie spürt den Spannungen, Brüchen, Verwerfungen und Katastrophen nach. Den soeben mit langer Verspätung auf Deutsch erschienenen, monumentalen Doppel-Roman »Kobold«, elegant übersetzt von Raija Hauck, schrieb Denemarková unmittelbar nach »Das Geld von Hitler«. Die Autorin lässt darin das eingängige Erzählen hinter sich und experimentiert mit der Form. »Kobold« besteht aus zwei Teilen, die sich stilistisch deutlich voneinander unterscheiden und auch für sich stehen können. Teil eins ist dem Wasser gewidmet und erzählerisch deutlich von diesem Element inspiriert. Der Text umspannt rund 150 Jahre zwischen Habsburgerzeit und dem Beginn des 21. Jahrhunderts; Zeiten und Orte fließen vielfach ineinander. Erzählerin ist Judita, die hundertjährige einzige Überlebende der Kernfamilie des titelgebenden Michael Kobold. Der zweite Teil, dem Feuer gewidmet, ist zeitlich und räumlich konzentriert. Er spielt, wie man nur mithilfe einer Verbindung zu »Das Geld von Hitler« entschlüsseln kann, ab Herbst des Jahres 2005 im ärmlichen Viertel einer Prager Vorstadt. Hauptfigur ist Justýna, spätes, uneheliches Kind des Michael Kobold aus dem ersten Teil. Ihren Vater hat Justýna nie kennengelernt. Der Erzähler ist diesmal männlich, ein körperlich schwer entstellter Mensch, der Justýna insgeheim liebt. Es könnte sich

um einen Kobold handeln, aber dieser Kobold ist schwach, seine Macht ist begrenzt. Dass er seine Liebe geheim hält, beschwört ein Unglück herauf.

Der Bann des Kobolds

Der Michael Kobold des ersten Teils dagegen ist ein attraktiver und kräftiger Kerl, Jahrgang 1909, Tscheche aus tief traumatisierten kleinbürgerlichen Verhältnissen, dem es durch eine schicksalhafte Begegnung gelingt, Hella für sich einzunehmen, Tochter einer deutsch-jüdischen Bildungsbürgerfamilie in Prag. Ganz unauffällig wird Michael zum Profiteur diktatorischer Verhältnisse, erst unter den Nazis, dann während der von den Beneš-Dekreten gedeckten Enteignungen des Jahres 1945 und schließlich in der Zeit der Sowjet-Herrschaft über Osteuropa: Als Kind eines Knechts gilt er als Arbeiter. Hella Kobold dagegen machen die Verhältnisse ohnmächtig. Die NS-Herrschaft über Prag ab März 1939 entwertet ihre Bildung und Herkunft vollkommen, ihre Abhängigkeit von Michael ist total, und so bleiben auch ihre Kinder den Quälereien ausgeliefert, mit denen der Vater seine Familie beherrscht. Die erstgeborene Judita kann sich erst spät und nur unter Aufbietung äußerster Kräfte lösen. Ihr gelingt, woran ihre Mutter schei-

tert: Chronistin zu werden, das Treibgut der Familienerinnerungen zu bergen und damit den Bann des Kobolds zu brechen.

Befreiung von der eigenen Geschichte

Denemarková gelingt in ihrem symbolisch aufgeladenen Text eine Archäologie physischer und psychischer Gewalt – unter der in patriarchalen Verhältnissen besonders die Frauen und Kinder leiden, aber durchaus nicht allein. Der Text kippt nie ins Weinerliche, weil Denemarková herausarbeitet, dass ein Mensch nie nur gut oder böse ist und auch Überlebende schlimmster Gewalt nicht davor sicher sind, selbst Täter zu werden. Der Roman zeigt, wie miteinander verquickte gesellschaftliche, ökonomische und soziale Zustände die privaten Beziehungen vollkommen durchdringen und Menschen gefangen halten. Befreiung ist anstrengende Sisyphe-Arbeit – die unbedingt gewagt werden muss.

Schon in »Kobold« werden die Schatten sichtbar, die das 19. auf die nachfolgenden beiden Jahrhunderte gelegt hat. Diese langen Linien der Geschichte setzen sich in »Schokoladenblut«, Denemarková's neuestem Roman, fort. Das Titelwort ist ein Synonym für hochwertige Flüssigkeiten. Öl gehört dazu, aber auch Tinte, Blut oder Kaffee. Die Hauptfäden der Erzählung bilden drei

Biografien: Der Literaturverächter J. D. Rockefeller wird mit seiner monopolistischen Standard Oil Company zum ersten US-Dollar-Milliardär der Weltgeschichte. Der Literatin George Sand gelingt ein befreites Leben. Sie verdankt es ihrem eigenen Mut, aber auch ihren finanziellen Ressourcen. Und besonderen Umständen – die der deutsch-tschechischen Autorin Božena Němcová nie vergönnt sind. Němcová's Bemühen um ein freies Leben führt dazu, dass sie mit gerade einmal 41 Jahren arm und erschöpft stirbt. Angedockt an diese drei Figuren erzählt Denemarková von zahlreichen anderen, die mit ihnen in geistiger Verbindung stehen. Und die Autorin bringt selbstbewusst ihre eigene Stimme für außerordentlich kluge Kommentare zu Geschichte und Gegenwart ein. »Schokoladenblut« ist ein gut zugängliches, aber nie unterkomplexes intellektuelles Fest. Denemarková sagt, sie wolle »mit diesem Buch auch der Romanform ihre Freiheit zurückgeben«. Das ist ihr rundum gelungen. FRIEDRIKE FREIER

■ Das Geld von Hitler. Aus dem Tschechischen von Eva Profousová. Salzburg: Edition Tandem 2024. 320 S., 25 €

■ Odradek und die Prager Schwalbe. Salzburg: Edition Tandem 2026. 134 S., 23 €

■ Kobold. Aus dem Tschechischen von Rajja Hauck. Hamburg: Hoffmann und Campe 2026. 432 S., 27 €

■ Schokoladenblut. Aus dem Tschechischen von Eva Profousová. Hamburg: Hoffmann und Campe 2026. 576 S., 34 €

ANZEIGE



Das ist für mich persönlich die Krönung.

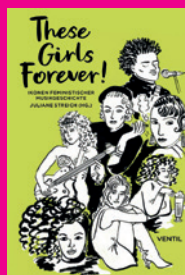
... dass ein *kreuzer*-Abo nur 49 Euro im Jahr kostet.

kreuzer-Lieblingssatz im Mai 2022



Sophie Sumburane: Keine besonderen Auffälligkeiten. Edition Nautilus

Oktober 1989, ein Dorf in Brandenburg. Eine Frau wird in einer Kleingartenanlage getötet, der Mörder kann entkommen. In den nächsten Monaten bringt er vier weitere Frauen und ein Baby um. Die Taten erschüttern die Dorfgemeinschaft, während fünfzig Kilometer weiter die Mauer fällt. Ein Kriminalroman nach einem wahren Fall.



Juliane Streich (Hg.): These Girls Forever! Ventil-Verlag

Der dritte Band der von Juliane Streich herausgegebenen Reihe schreibt die feministischen Musikgeschichten fort und erweitert sie um außergewöhnliche Künstlerinnen. Mit persönlichen Perspektiven auf gefeierte wie übergangene Musikerinnen und neuen Blickwinkeln auf die Ikonen der Popkultur.



Volker M. Heins: Sichere Häfen. Edition Nautilus

Wo können flüchtende Menschen noch ankommen, wenn der Staat sie zum Problem erklärt? Volker Heins hat zum Konzept von Städten als »Sichere Häfen« in Chicago, Kampala, Sheffield und Zürich recherchiert – Städte, die die praktische Unterstützung Geflüchteter zu ihrem Selbstverständnis gemacht haben.

Der Preis für ein *kreuzer* **Standard-Abo** (12 Ausgaben p.a.) beträgt 49 € (40 € für Ermäßigungsberechtigte z.B. Student*innen). Der Preis für ein **Abo Deluxe** (12 Ausgaben plus *Leipzig Tag & Nacht*) beträgt 55 € (ermäßigt 46 €). Das **ePaper-Abo** kostet 9 € zusätzlich. Ein **Unterstützer-Abo** – wahlweise zu 65 €, 90 € oder 120 € – entspricht dem Abo Deluxe plus ePaper plus Glanz und Größe. Das Abo verlängert sich um jeweils ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums gekündigt wird (Geschenkabos laufen automatisch nach einem Jahr aus). **Telefonische Bestellung** unter: 0341 269 80 80, www.kreuzer-leipzig.de/abo

Tschechische Neuerscheinungen

zur Frankfurter Buchmesse



Die große Sinnlosigkeit

»Die Kugel« von Klára Vlasáková ist eine Welt am Abgrund

Eine geheimnisvolle Kugel senkt sich über eine tschechische Kleinstadt – und verändert das Leben ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. In kurzen Kapiteln beschreibt die Autorin Klára Vlasáková das, was ihren Figuren Lara, Oto, Ema, Oskar, Lidka und Kristýna nach dem Auftauchen der Kugel widerfährt. Sie zeichnet dabei eine Welt, die dystopisch wirkt, wenngleich sie unserer eigenen aufs Haar gleicht. Da werden Arbeitsstellen zusammengestrichen, Menschen entlassen, die ernüchtert sind von der Welt, den Alltag nur noch durch medikamentöse Hilfe bestreiten, sich leer fühlen und nach Pause sehnen, endlich nach Ruhe. Danach nie wieder aufzustehen, »sich nicht einmal mehr dann zu rühren, wenn es kaum noch auszuhalten wäre – liegen zu bleiben und den Körper zum Aufgeben zu zwingen«. Die immer müder werden von der Welt, auch angesichts der Hitze, die sich mit jeder Hitzewelle mehr einschleicht in den Text, dabei am Ende fast physisch greifbar wird für die Leser und Leserinnen. In schnörkelloser Sprache beschreibt Vlasáková eine kafkaeske Welt am Abgrund, bewohnt von Menschen, die sich nach mystischer Rettung sehnen und gleichzeitig in Tatenlosigkeit verweilen. Sie schreckt in ihrem Roman auch vor der Schilderung von Gewalt nicht zurück, etwa wenn eine Art Sekte dazu aufruft, aus dem Hamsterrad auszubrechen und sich dafür mittels ritueller Opfer reinzuwaschen, bleibt aber stets auf nüchterner Distanz; ihr Blick auf ihre Figuren und deren Welt ist ein nihilistischer, kein reißerischer. Ohne viel zu erklären, trotz vieler bewusst gesetzter Lücken und offener Enden, erschafft Vlasáková hier einen ganz eigenen Erzählkosmos, der rund wirkt und darin der titelgebenden Kugel gleicht. Und vor allem in seinem politischen Gehalt nachwirkt, weit über das Ende des Textes hinaus. EVA BURMEISTER

■ Klára Vlasáková: Die Kugel. Aus dem Tschechischen von Sophia Marzloff. Hamburg: Nagel & Kimche 2026. 288 S., 24 €



Eine Leiche im Moor: War es Mord?

Anna Bolavá blickt tief in eine südböhmische Kleinstadt

Petr Málek ist Nachwuchsjournalist und ihm kommt die Leiche in einem Moor in Südböhmen gerade recht, um die eigene Karriere voranzutreiben. Verdächtig wird sofort der beliebte Arzt Marek Diviš, denn die Tote ist seine Frau Helena und er hat schon lange eine Geliebte. Miluška ist Apothekerin und trägt ein Kind von Marek unter dem Herzen. Die Geburt steht unmittelbar bevor und sie ruft ihren Bruder Míra an, damit er sie ins Krankenhaus fährt. Das klappt nicht, denn die Straße zum Krankenhaus in der Nähe ist durch einen Unfall blockiert. Míra fährt das nächstgelegene Krankenhaus an, das den schlechtesten Ruf überhaupt hat. Die Geburt geht schief und damit bekommt die Beziehung zwischen Marek und Miluška schmerzhaft Risse, die nicht heilen werden.

Anna Bolavás Roman »Bis zum Grund« ist vielschichtig. Verpackt in eine Kriminalgeschichte verwebt sie auf eine subtile Art die Vergangenheit mit der Gegenwart. Eine der Hauptfiguren ist die kleine Anna. Ihre Mutter Milada arbeitet in der nahen Geflügelfabrik. Milada ist Alleinerziehende und kann es sich nicht erlauben, in der Fabrik zu fehlen. Obwohl sie einen bösen Husten und eine geprellte Hand hat. Anna hingegen nutzt die kleinen Freiheiten kompromisslos aus. Sie schwänzt in der Schule, ihr geschützter Raum ist das Moor. Durch ihre scharfe Beobachtungsgabe weiß sie mehr als die Erwachsenen.

Die verschiedenen Schicksale im Roman sind miteinander verbunden. In einer kleinen Stadt kennt halt jeder jeden. Der Blick auf die Wünsche, Ängste und Sorgen jeder einzelnen Figur sind so geschildert, dass man beim Lesen unweigerlich Anteil nimmt. Angenehm leicht schimmert Humor durch die Geschichte, in der es – wie zwischen Hanka und Jarda – auch um die Liebe geht.

NADJA NAUMANN

■ Anna Bolavá: Bis zum Grund. Aus dem Tschechischen von Katharina Hinderer. Heidelberg: Morio 2026. 364 S., 26 €



Zwischenmenschliches vor der jüngeren Geschichte Europas

In Topols Roman schreibt der tschechische Journalist Tomáš über sein Leben zur Zeit der russischen Invasion in die Ukraine

Tomáš führt ein kompliziertes Leben; mit seiner Frau hat er eine »perfekte eheliche Allergie kultiviert«. Sein heftiger Alkoholkonsum macht das Leben nicht einfacher. Nur die innige Verbindung zu seinem Sohn ist geblieben. Er sieht sich selbstkritisch als »geiler, alternder Affe«, denn er hat eine sehr junge Freundin. Für den Bericht über die Performance eines böhmischen Künstlers fährt er in die Provinz. Alles endet in einem blutigen Spektakel. Und dann eröffnet ihm sein Sohn, dass er sich zusammen mit seinem Freund auf dem Wenzelsplatz verbrennen will: »Wir zünden uns dort an, wo Palach es gemacht hat« – als Protest gegen eine Zeit, »wo Putin die Heugabel in die Welt schleudert«.

Der Roman spielt vor dem Hintergrund der aktuellen Bedrohung durch den russischen Angriff und der Erinnerungen an die Covid-Pandemie. Überall in Prag leuchtet das Blaugelb der ukrainischen Flagge, aber es gibt auch die Russlandunterstützer, die »zurück in die russische Botmäßigkeit drängen«. Unter Tomáš' Freunden und Bekannten variieren die relevanten Haltungen von strikter Ablehnung bis zur überzeugten Unterstützung. Die Parallelen zwischen der Invasion der Warschauer-Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei 1968 und dem 24. Februar 2022 werden deutlich. Tomáš wächst zum Schluss über sich selbst hinaus, alles im Interesse seines Sohnes.

Der Roman ist eine Art Autobiografie des Protagonisten in einer umgangssprachlichen, teilweise derben Sprache. Die Schilderung der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart sind der zentrale Handlungsstrang. Tomáš schreibt ein Loblied auf das heutige, demokratische Tschechien, er »möchte beschreiben, nicht Ideologien reproduzieren«. Trotz gewisser Längen ist der Roman ein Lesegenuss. JOACHIM SCHWEND

■ Jáchym Topol: Die Hölle gibt es nicht. Aus dem Tschechischen von Eva Profousová. Berlin: Suhrkamp 2026. 464 S., 28 €



Überbordende Fantasiebilder

Michal Ajvaz' grandioses Opus magnum ist ein unendliches Labyrinth

Die Übersetzerin Veronika Siska musste selbst einen Verlag gründen, um die Werke von Michal Ajvaz, dem großen Zauberkünstler der tschechischen Literatur, der in über zwanzig Sprachen übersetzt wurde, auch der deutschen Leserschaft bekannt zu machen. Mittlerweile ist dort, im Allee-Verlag, schon das zweite Buch von ihm erschienen und das dritte Buch befindet sich in ihrer Übersetzung. Es ist ein großes Geschenk, das sie uns mit ihrer wunderbaren Übersetzung macht.

Ja, Sie sollten dieses Buch unbedingt lesen. Es ist ein Ereignis. Obwohl ein schwerer Ziegel, hat der Text eine überraschende Leichtfüßigkeit und führt uns über die 445 Seiten geschmeidig und sicher von Leipzig über Mailand, Venedig, Gargnano am Gardasee, Wien und Klagenfurt durch die metaphysische Welt der großen europäischen Kunst-, Kultur- und Philosophiegeschichte, um dann wieder in Leipzig anzukommen. Tänzerisch durchstreifen wir hier ein dichtes Gewebe aus Bezügen, Anspielungen, Zitaten, philosophischen Überlegungen, aus Gedanken über das Wesen der Kunst und der Sprache, über die Rolle der künstlichen Intelligenz in der Kunst und die Art des eigenen Schreibens, wir gleiten von einer Geschichte in die nächste, alles fügt sich und irgendwo geht immer eine neue Tür auf. Es ist eine exakte, poetisch-metaphysische Konstruktion, eine magische Poesie, im gewissen Sinne eine Weiterführung des tschechischen Poetismus und Surrealismus.

Die Handlung rahmt eine zufällige Begegnung zweier gleich gekleideter Herren in einer Leipziger Passage. Max und Carlo, ein Literaturwissenschaftler aus Wien und ein Kunsthistoriker aus Mailand, die beide identische Schatullen bei sich tragen, die sie jedoch bei der Leipziger Buchmesse versehentlich vertauscht haben. Der Erzähler trifft die beiden später in einem Café, wo sie ihm bereitwillig ihre jeweiligen Geschichten der Schatulle erzählen. Hier entrollt sich der Faden und rollt und rollt, ein Theater im Theater, ein Bild im Bild, und alles ergibt Sinn, »die Geschichte zerfällt in Bilder, nicht in Geschichten«, wie es mit Walter Benjamin an einer Stelle heißt. Überzeugen Sie sich selbst! MARTINA LISA

■ Michal Ajvaz: Passagen unter Glas. Aus dem Tschechischen von Veronika Siska. München: Allee 2025. 456 S., 30 €



Im Märchenwald

In wunderschöner Kulisse erzählt Jarka Kubsova von einer Frau und ihrer Herkunft

Eigentlich will Elli nur ihren Roman schreiben. In einer Hütte im Wald verspricht sie sich, die gewünschte Ruhe dafür zu finden. Stattdessen stößt sie in der Einsamkeit auf eine Figur aus einem alten Kindheitsmärchen, die sie zu ergründen versucht: Viktorka, eine wilde Frau, die in den böhmischen Wäldern lebte. Auf der Suche nach Viktorkas Wahrheit begegnet Elli ihren eigenen Sorgen und Ängsten, die sie bisher in sich hineingefressen hat, und muss sich diesen stellen. Der Wald ist dabei ihr wichtigster Begleiter.

Mit ihrem Roman behandelt Kubsova eine Vielzahl an Themen, die sich überraschend schwerelos zusammenfügen lassen: Mutterschaft, Herkunft, politisch motivierte Flucht, Tschechiens Historie, Märchen und Mythen, Beziehungen, Feminismus, Identität und Heimat. Während zu Beginn des Buchs die Frage plagt, wohin die Geschichte nur führen soll, dringt man von Seite zu Seite immer tiefer in eine mehrdimensionale Handlung ein. Fast schon wie Brotkrumen verteilt Kubsova miteinander verstrickte Kurzgeschichten und Anekdoten, die die Leben zweier Frauen verbinden. Die Autorin weckt nicht nur das ungeduldige Bedürfnis, den Spuren der Protagonistin zu folgen, sondern schafft auch etwas ganz anderes – ein unfassbar sinnliches Leseerlebnis.

Im Mittelpunkt des Romans steht der Wald, mitsamt seinen hellen und düsteren Lichtungen. Sanfte Worte umschlingen und lassen die Natur zum Greifen nah erscheinen. So ist der Wind auf der Haut spürbar, liegt der Duft von Regen auf dem Waldboden in der Nase und ist der reißende Fluss in der Ferne zu hören. Kubsova entfacht damit eine ungeahnte Sehnsucht nach einem Tag im Wald, mit nichts weiter bepackt als Proviant und einem sehr guten Buch – so wie ihres. JOHANNA KLIMA

■ Jarka Kubsova: Im Licht des neuen Tages. Frankfurt/Main: Fischer 2026. 304 S., 24 €



Für alles ist es zu spät, nur nicht für die Liebe

Dora Kaprálová legt einen zauberhaft unwahrscheinlichen Liebesroman vor

Im berühmten Petersburger Zirkus Nikita gab es Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts einen unauffälligen Artisten, ein kleines Männlein, Jewgeni Priklopin aus Sibirien. Sein einziges Talent bestand darin, aus seinen Innereien faszinierende Exkremente herauszupressen: den Heiligen Geist, einen schwarzen Kater oder den Anarchisten Rasputin.«

Als diese Zeilen ziemlich zu Beginn des Romans auftauchen, ist es längst geschehen. Ist die Leserin abgetaucht in ein Reich schillernder Fliegenflügel und bunter Visionen inmitten heftiger Mucke. Eine Frau verbringt ein paar Tage in einem Hostel im Zentrum Maribors, wo gerade ein Heavy-Metal-Festival stattfindet. Sie soll einen Reiseführer über die slowenische Kleinstadt schreiben. Rund vierzehn Tage folgen wir ihrer Suche nach der Fliege im Allgemeinen und ihrem Streunen durch Geschichten und Zeiten.

Zentral kämpft sich die Liebe des Hypnotiseurs Leo Svengali zu seiner Assistentin Elis in die Gegenwart des Romans, eng verknüpft mit den Leben des titanischen Diktators Josip Broz Tito. Es ist faszinierend, wie Svengali sich selbst zum Hypnotiseur entwickelt und vom russischen Zirkus Nikita quer durch Europas Kriegsjahrhundert schwirrt, während ihm Elis zart summend davonlevitiert. In der Gegenwart irrlichtert eine alte Dame durch Weltverschwörungen, der Gitarrist Jim kokst und trinkt die serbische Band »Verrückte Leute« unter den Tisch, ein Trafikant nimmt Einsamen die Beichte ab und jemand stirbt.

Dora Kaprálová wurde 1975 in Brno geboren und lebt in Berlin. Die studierte Dramaturgin liebt kurze, perfekt arrangierte Texte. Ihr Debütroman umfasst 154 Seiten präzise verknüpfter Miniaturen, grotesk und hypnotisierend erzählt, vielfach ausgezeichnet und kongruent ins Deutsche übertragen. Hervorragend! ANNE HAHN

■ Dora Kaprálová: Die Mariborhynose. Aus dem Tschechischen von Nataša von Kopp. Berlin: Mikrotex 2026. 154 S., 24 €



FOTO MICHAEL RATHMAYER-BRAUNHOFER-VERLAG

Lasst euch knödeln!

Auf der Suche nach tschechischen Kochbüchern

Nicht immer war die tschechische Küche so deftig wie ihr heutiger Ruf. Anstelle von Rinderbraten, böhmischen Knödeln und Kartoffelpuffern standen ursprünglich häufiger Hirsebrei, Pilze und viel Obst auf dem Speiseplan. Im 16. Jahrhundert begann dann das große Tafeln. Beamte bekamen zu Mittag bis zu acht Gänge serviert, schildert Hana Rigo in ihrem Buch »Prager Küche. Kulinarische Spaziergänge«, in dem sie sich auf altböhmische Rezepte spezialisiert hat. Die damalige Vielfalt ging im 19. Jahrhundert laut Rigo zum Teil verloren, was unter anderem mit der Publikation eines Kochbuchs zu tun hatte, das heute nach wie vor

als Standardwerk gilt. An dessen Verfasserin Magdaléna Dobromila Rettigová (1785–1845) kommt man auf der Suche nach tschechischen Kochbüchern nicht vorbei. Sie soll mehr als tausend Rezepte aufgeschrieben haben. Ihr Buch, das 1827 in Prag unter dem Titel »Die Haus-Köchin, oder eine leichtfassliche und bewährte Anweisung, auf die vortheilhaft- und geschmackhafteste Art die Fleisch- und Fastenspeisen zu kochen, zu backen und einzumachen« erschien, ist mittlerweile digital verfügbar. Wem der Originaltext zu kryptisch sein sollte, der kann stattdessen die im Löwenzahn-Verlag publizierte Neuauflage »Altböhmische Kochkunst. Das Beste aus dem kulinarischen Gesamtwerk der Magdaléna Dobromila Rettigová« von 2012 konsultieren. Darin findet sich auch die Lebensgeschichte der Köchin sowie ein kleines Lexikon, das dankenswerterweise so fabelhafte Begriffe wie »Gekröse«, »Geschlinge« oder »Schmetten« erläutert. Alles, was wir heute gemeinhin mit der tschechischen Küche verbinden, ist dort bereits versammelt – von Svíčková (Lungenbraten) und Roštěnka (Rostbraten) übers Schnitzel bis hin zu jeglicher Art von Knödeln, Nockerln oder Saucen in unterschiedlichen Brautönen und natürlich Kraut in allen Variationen.

Diese Gerichte finden sich typischerweise auf den Speisekarten in tschechischen Wirtshäusern wieder und man fragt sich manchmal schon, wo eigentlich das ganze bunte Gemüse landet, das auf den Marktplätzen in Brno, Plzeň oder Praha angeboten wird. Beim Versuch, den Lungenbraten aus Rigos Buch nachzukochen, weiß man's dann: Gemüse wird ganz einfach als pürierte Sauce getarnt rund um viel Fleisch serviert. Im Gegensatz dazu wäre sicher auch mal ein Blick in die eine oder andere Privatküche lohnenswert. Evie Harbura hat 2025 dazu ein buntes, nostalgisches Kochbuch geschrieben, das sich auf die Tradition saisonaler Rezepte beruft und kulturgeschichtliche Aspekte erklärt. In »My Bohemian Kitchen« mischen sich Erinnerungen an die Großmutter und die Sommerferien mit dem Geschmack von mariniertem Käse, Hähnchen in Bier, gefüllten Zucchini-Blüten und Pfannkuchen mit Powidl (ein Pflaumenmus, das mindestens zwölf Stunden kochen muss).

Folgt man den Hinweisen des tschechischen Bier-Apostels Jaroslav Rudiš, so ist in seiner Heimat neben der traditionellen und der vietnamesischen Küche auch ein starker Trend zur modernen Fusion-Küche zu beobachten. Davon will man in einem Wiener Kochbuchladen, der wirklich ausschließlich Kochbücher führt, allerdings noch nichts gehört haben. Auf der Suche nach Büchern von tschechischen Köchinnen und Köchen bekommt man dort nur ein erstauntes Kopfschütteln. Also gut, dann

eben rüber ins Nachbarland und sich selbst ein Bild machen. Tatsächlich stapeln sich da in den Knihupectví unzählige appetitanregend gestaltete Kochbücher in den Regalen der Abteilung »Regionální Kuchařky«. Die Bilder zeigen alles andere als nur böhmische Knödel. Doch Bücher der Fernsehköche Filip Sajler, Zdenek Pohlreich, Martin Svatek, Přemek Forejt (anscheinend so etwas wie der Tim Mälzer Tschechiens) sind außerhalb des Landes wohl genauso unbekannt wie jene von Petra Pospěchová (Outdoorkochen), Karolína Fourová (Gesunde Küche), Zdeňka Mazúrová (Torten), Markéta Rypková (Strudel), Marek Fichtner (Golden Chef) oder von Influencer Jaroslav Vajgl (Těhotnej kuchař = der schwangere Koch). Tschechisch müsste man können, denn leider ist nichts von alledem in deutscher oder englischer Übersetzung erhältlich. Zu guter Letzt aber immerhin eine Buchempfehlung, die auch

ohne Sprachkenntnisse für einen kulinarischen Besuch bei den Nachbarn taugt: »400 – Snídaně, brunch, kafe. Gastronomapa« von Schauspieler Lukáš Hejlík ist ein umfassender Gastroführer, der etliche Brunch-Lokale in Tschechien inklusive vielversprechender Fotos und Adressen listet. Dobrou chuť! HANNA SCHNECK

■ Magdaléna Dobromila Rettigová: Die Haus-Köchin, oder eine leichtfassliche und bewährte Anweisung, auf die vorteilhaft- und geschmackhafteste Art die Fleisch- und Fastenspeisen zu kochen, zu backen und einzumachen. Prag: Scholl'sche Buchdruckerei 1827. 258 S. Kostenfreies Digitalisat: data.onb.ac.at/rep/1036900F

■ Georg J. Morava: Altböhmische Kochkunst. Das Beste aus dem kulinarischen Gesamtwerk der Magdaléna Dobromila Rettigová. Innsbruck: Löwenzahn 2012. 237 S., 24,90 €

■ Hana Rigo: Prager Küche. Kulinarische Spaziergänge. Wien: Braumüller 2019. 285 S., 29 €

■ Evie Harbury: My Bohemian Kitchen. A Nostalgic Guide to Modern Czech Cooking. London, Sydney: Murdoch Books 2025. 208 S., ca. 27 €

■ Lukáš Hejlík: 400 – Snídaně, brunch, kafe. Gastronomapa. Hovorčovice: Došel karamel 2024. 304 S., 199 Kč



EINE KARTE FÜR DIE GANZE STADT

1 TAG

19,95 €

2 TAGE

24,95 €

Museen

Stadtrundgang

Zoobesuch

Bus & Bahn

HALLE★CARD

Einfach mehr sehen!

Museen

Stadtrundgang

Zoobesuch

Bus & Bahn



Direkt online kaufen!

ANZEIGE

Alle wollen Ruth-Maria Thomas: Nach dem großen Erfolg ihres Debütromans »Die schönste Version« wurde der Nachfolger »Die zweitgrößte Liebe« (mit dem Thomas von Rowohlt zu DTV wechselte) gespannt erwartet, mit einem Vorschuss an Wohlwollen, wie er nach guten Debüts häufig auftritt. »Okay, die Influencer haben recht«, titelte damals die Zeit und brachte damit die Haltung eines literarischen Establishments auf den Punkt, das Thomas' Buch zunächst als seichtes Instagram-Phänomen betrachten wollte und diese Ansicht revidieren musste. Zu schmerzhaft trafen ihre Beobachtungen einer jungen Frau, die von klein auf lernt, ihren Wert ausschließlich über ihre Attraktivität für Männer zu definieren, und in einer gewaltvollen Beziehung landet, zu groß war die – vor allem weibliche – Leserschaft, die sich in Jellas Erfahrungen wiederfand. Auch in »Die zweitgrößte Liebe« geht es um eine Beziehung – zwischen Michelle und Henry, deren Liebe langsam von den Konsequenzen ihrer unterschiedlichen sozialen Herkunft zerfressen wird. Das *logbuch* traf Ruth-Maria Thomas an einem heißen Sommer-nachmittag in Leipzig, wo die in Cottbus aufgewachsene Autorin seit 2018 lebt und wo es zu ihrem Leidwesen nicht genug Nadelbäume gibt.

Wir kennen Michelle schon als beste Freundin von Jella in Ihrem Debütroman »Die schönste Version«. Wann wurde Ihnen bewusst, dass Sie Michelles Geschichte weitererzählen wollen?

Es war März 2024, »Die schönste Version« war gerade im Druck und ich ohne Projekt. Da habe ich mit meiner Lektorin besprochen, wie es jetzt weitergeht, was ich schreiben möchte und dass ich gerne über Klasse und soziale Ungleichheit schreiben würde. Von Anfang an sollte es eine Hauptfigur sein, die stürmisch ist und proaktiv. Sie sollte sich selbstständig einen Weg in eine andere Klasse erkämpfen oder vielleicht erschleichen. Meine Lektorin meinte dann: »Ah ja, du willst ein Buch über Michelle schreiben.«

Michelle verliebt sich in Henry. Wer sind die beiden?

Henry ist ziemlich privilegiert in dieses Leben gestartet. Zuerst als weißer Cis-Mann. Schon mal toll – für ihn. Und er kommt aus einer Akademiker-Familie, die quasi schon immer Geld hatte. Henry kannte demnach immer nur den Überfluss, aber auch das Gefühl von großer Einsamkeit. Darum ist es sein Ziel, die eine Person im Leben zu finden, der er vertraut, die seine Wunden heilt und mit der er eine Familie gründen kann. Er ist ganz verliebt in die Idee, zu lieben. Für die Liebe tut er alles – manchmal mehr, als gut für ihn ist. Und Michelle ist voll mutig, packt sich immer selbst am Schopf

»Sozialer Aufstieg ist eine Illusion«

Ruth-Maria Thomas über den männlichen Blick, die Liebe zur Mutter und den Schreibprozess beim zweiten Roman

und zieht sich raus aus allem Blöden, das ihr passiert. Sie schafft es immer, aus nichts das Beste zu machen. Sie hasst Ungerechtigkeit, erlebt aber viel Ungerechtigkeit. Sie ist als Kind einer alleinerziehenden Mutter und mit einem kleinen Bruder aufgewachsen, kennt materielle und finanzielle Sorgen, den Mangel. Aber sie wird oft auch zur Rächerin und bekämpft die Ungerechtigkeit, die ihr widerfährt. Ist doch eine gute Beschreibung, oder?

Die Mischung aus Stärke und Verletzlichkeit ist faszinierend, dieser ständige innere Widerstreit, an den sie sich aber auch gewöhnt zu haben scheint.

Ja, sie schützt sich wiederum mit ihrer Stärke vor ihrer eigenen Verletzlichkeit. Sie muss die Zügel in der Hand behalten, weil niemand sonst da ist. Ihre Mutter ist gestorben, der kleine Bruder bekommt die Chance zu studieren, um ihn will sie sich auch kümmern. Und um das alles zu schaffen, existiert sie in einer permanenten Hab-Acht-Stellung. Natürlich entgeht einem etwas, wenn man die eigene Verletzlichkeit nicht zulassen kann, aber bei ihr gehört es einfach dazu.

Das trägt ja auch zu dieser gewissen Tragik zwischen Michelle und Henry bei. Ihn möchte man gerne abwechselnd in den Arm nehmen und durchschütteln. Aber sie auch, oder?

Ja! Beide kommunizieren aus ihrem tiefsten Inneren aneinander vorbei.

Ich glaube, das ist oft der Knackpunkt: dass es schwer sein kann zu kommunizieren, wenn man aus zwei so verschiedenen Welten kommt und von verschiedenen Dingen spricht und vieles unbewusst weiß oder eben nicht weiß. Wenn zum Beispiel zwei Menschen aus Ostdeutschland sich unterhalten, erlebe ich oft, dass es viele kleine Codes gibt, die einfach verstanden werden. Diese Ebene haben Michelle und Henry nicht, sie müssen sich alles erklären.

Man könnte Ihren Roman unter anderem als Erweiterung des Coming-of-Age-Genres lesen. Coming of Age erzählt vom Erwachsenwerden, von der Suche nach Identität. Da steht die »unvollständige« Kindheit und Jugend einem »abgeschlossenen« Erwachsenenleben gegenüber. Ist

der Roman auch ein Kommentar dazu, dass es diese perfekt im Leben etablierten Erwachsenen nicht gibt?

Ein interessanter Gedanke. Es kann schon gut sein, dass das Suchen niemals aufhört. Ich glaube, auch das ist etwas, das sich Erwachsene gerne erzählen und erzählen müssen. Denn irgendwann trifft man halt Entscheidungen und kann dann nur noch schwer zurück. Damit hadert Michelle auch am Ende des Romans, wenn sie sagt, dass sie nur noch ein paar Wochen 33 ist. Plötzlich ist man Mitte 30, dann kommt vielleicht noch die biologische Uhr dazu ... Gleichzeitig strebt man in dieser Lebensphase eine gewisse Stabilität an, hat »sich gefunden«. Wenn dann aber eine Lebenskrise kommt und alles noch mal wankt, ist das schwierig, und dafür gibt es eben keinen Begriff wie »Coming of Age«. Und dann stellt sich auch die Frage nach Ressourcen: Wenn Michelle Geld gehabt hätte, als ihr Schmuckladen pleiteging, wäre sie nicht in einer Krise, sondern könnte vielleicht erst mal ins Ausland gehen, Pause machen, etwas anderes ausprobieren.

Ähnlich wie bei Jella erleben wir mit Michelle Rückblicke in ihre Vergangenheit mit Männern, die sie teilweise respektlos, mit Besitzansprüchen und gewaltvoll behandelten. Warum haben Sie entschieden, dass es auch im zweiten Buch um diesen Aspekt der weiblichen Sozialisation gehen soll?

Weil ich glaube, anders kann man fast nicht von Frauen erzählen. Das war eine lange Überlegung, ob ich die Rückblenden mit reinnehme oder nicht. Auf der anderen Seite finde ich es aber immer interessant zu wissen, woher wir kommen. Was das Leben für uns bereitgestellt hat und auch, wie wir damit umgegangen sind. Und leider Gottes ist es Realität, dass die meisten schlimmen Sachen, die Frauen passieren, ihnen von Männern angetan werden.

Bei Jella ist es der schwarze Spitzenslip und bei Michelle der schwarze enge Rock: Schon auf Seite eins des jeweiligen Romans wissen beide genau, wie sie sich inszenieren müssen, um sich den männlichen Blick zunutze zu machen. Liegt darin eine Befreiung oder ein Zwang?

Das kann ich nicht differenzieren, ob es eine Befreiung ist. Ich glaube, es ist ein Ist-Zustand, den ich miterzähle. Wenn ich Sachbuch-Autorin wäre, könnte ich darauf antworten.

Welche Rolle spielt Michelles Beziehung zu ihrer Mutter für den Roman?

Für mich ist das eine der größten Lieben: die Liebe zu der Mama. Ich kann immer heulen, wenn ich daran denke. Es spielt eine große Rolle, dass Michelle, die ja so oft stark sein

muss oder will, im Hintergrund diese verstorbene Mutter hat, die trotzdem immer bei ihr ist und über sie wacht. Oft fragt sie ihren Bruder: »Was würde Mama sagen?« Die Beziehung war für mich auch wichtig, um die weiche Seite von Michelle zu zeigen. Es ist nicht die klassische, innige Mama-Tochter-Beziehung, sondern da ist viel Strenge und Härte. Aber was Michelle Henry bis zum Schluss nicht zeigen kann, das kann sie über die Erinnerung an ihre Mutter mit sich aushandeln. Ich weiß nicht, ob meine Oma mütterlicherseits je zu mir gesagt hat: »Ich hab dich lieb.« Der Ton war eher rau, Stichwort Bauernfamilie aus der DDR. Aber wenn ich als Kind da war, war immer meine Lieblingsleberwurst im Kühlschrank und sie hat mir Kartoffelsuppe gekocht. Es gibt diese Sprachen der Liebe, die wir durch den Hollywoodkitsch nicht mehr so kennen. Das ist mir auch wichtig: dass es nicht die eine »richtige« Art zu lieben gibt.

»Es kann sein, dass das Suchen niemals aufhört«

Wird es am Ende niemals ein vollständiges Verstehen über Klassenunterschiede hinweg geben?

Ich glaube kaum, dass das möglich ist. Ich glaube, du kannst es ansatzweise verstehen. Du kannst hören, was die andere Person sagt, und es nachvollziehen. Aber sich vollkommen zu verstehen – nein. Vielleicht wird es immer ein Teil sein, der einen von der anderen Welt trennt. Aber wie schlimm das ist, wie sehr das eine Beziehung beeinflusst, ist ein anderer Punkt. Man kann trotzdem ein Happy End haben, das ist individuell. Mein Mann wird auch nie das Glück und den Schmerz begreifen, eine Frau zu sein, und ich kann trotzdem mit ihm leben. *(lacht)*

Ist der soziale Aufstieg dann auch nur eine Illusion?

Monetärer Aufstieg ist keine Illusion, aber sozialer Aufstieg wahrscheinlich schon. Am Ende erkennen einen Leute, die altes Geld haben und die schon Generationen lang diesen Habitus pflegen. Und ich finde, das Ziel sollte auch gar nicht diese Assimilation in eine bestimmte Gruppe sein. Ich würde mir wünschen, dass man, egal in welche Kreise man kommt, nicht seine Sprache an-

passen muss oder Essmanieren und den ganzen Scheiß. Kurz hatte ich auch die Idee, Michelle als Hochstaplerin zu schreiben. Aber erstens passt das nicht zu ihr und zweitens finde ich es gerade cool, dass sie sich nicht schämt und dass es eigentlich eher ihr Ziel ist, dass sich die Privilegierten mal schämen.

Was war beim zweiten Schreibprozess anders?

Beim ersten Buch hatte ich das Gefühl: Okay, alles, was ich jetzt schreibe, sind Momente, Metaphern, die ich mein Leben lang gesammelt habe. Beim zweiten Buch hatte ich ein bisschen Angst: Bin ich jetzt leer? Und zum anderen habe ich anfangs noch aus der Ich-Perspektive geschrieben und dann gemerkt, dass das gar nicht ging, noch mit Jellas Stimme im Ohr. Die Außenperspektive bot sich mehr an für so eine Klassengeschichte und so kam auch noch Henrys Sicht hinzu. Es war eine andere Herausforderung als eine Introspektion aus der Ich-Perspektive, und ich habe das Gefühl, mich dadurch künstlerisch weiterentwickelt zu haben.

Ohne welche Bücher wären Sie nicht die Schriftstellerin geworden, die Sie heute sind?

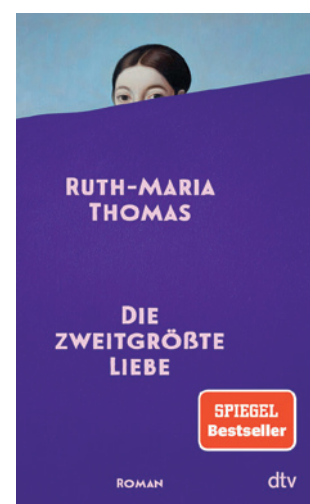
Irmgard Keun, »Das kunstseidene Mädchen«. »Arbeit und Struktur« und »Bilder deiner großen Liebe« von Wolfgang Herrndorf. Und Jenny Erpenbeck mit »Aller Tage Abend«.

Seit 2018 leben Sie in Leipzig. Wann ist die Stadt am schönsten?

Im Frühling. Der Winter in Leipzig ist einfach nur schrecklich, weil es hier keine Nadelbäume gibt, anders als in meiner Heimat Brandenburg. Im Winter dachte ich wirklich kurz, ich muss wegziehen. Aber wenn ich im Frühling durch den Auwald spaziere, geht es wieder.

INTERVIEW: ALEXANDRA HUTH, HANNAH KATTANEK

■ Ruth-Maria Thomas: Die zweitgrößte Liebe. München: DTV 2026. 304 S., 24 €



Der neue Roman von Martina Hefter thematisiert unter anderem die Veränderung von Landschaft durch den Klimawandel und was das mit uns früher, heute und in der Zukunft macht. Nachdem ein Kunstwerk der Installationskünstlerin Iona Bartschok, ein Baumhaus, öffentlichkeitswirksam beschädigt wird, taucht diese kurzerhand ab. Sie zieht allein in eine riesige Halle im ehemaligen Tagebaugelände im Leipziger Umland. Mit dem *logbuch* sprach Martina Hefter über ihre Faszination für ehemalige Tagebaulandschaften, ihr Lebensbuch »Die Wand«, Frauen im Kunstbetrieb und die Frage, wie wir uns an eine veränderte Welt erinnern.

2024 bekamen Sie den Buchpreis für »Hey guten Morgen, wie geht es dir?«. Fiel es Ihnen danach schwer, einen neuen Roman anzufangen?

Tatsächlich gar nicht, da ich aus einer inneren Notwendigkeit schreibe. Zum einen muss ich unbedingt schreiben als künstlerische Betätigung, um mit Sprache umzugehen. Und dann muss ich Themen für mich bearbeiten, die mich länger beschäftigen. Das ist so ein Mischmasch aus beidem.

Wie sah der Schreibprozess bei diesem Roman aus?

Ich hatte einen Handlungsrahmen, innerhalb dessen sich viele weitere Aspekte eröffnet haben. Das ist für mich immer das Spannende. Tatsächlich war bei diesem Roman der Ort zuerst da. Als ich zum ersten Mal in dem renaturierten Tagebaugelände war, wusste ich, dass dies eine Vorlage für meinen Ort im Roman werden muss.

Was hat diese Landschaft der ehemaligen Tagebaugelände in Ihnen ausgelöst?

Sie hat mich von Anfang an stark beschäftigt. Ich bin lange nicht darauf gekommen, was dort landschaftlich so anders ist. Dann hat mich die Landschaft an ein Buch meines Vaters erinnert, das ich schon als kleines Kind angeschaut habe: »Die Welt, in der wir leben«. Mir ist erst später aufgefallen, dass die Zeichnungen darin ein bisschen aussahen wie diese Landschaft im renaturierten Tagebau – alles so jung, ohne hohe Bäume und Wälder, nur mit Birken als Pionierpflanzen. Außerdem steckt da natürlich viel Geschichte drin, der Kohleabbau und die DDR-Geschichte. Das ist ja auch für Leipzig sehr relevant.

Die Hauptfigur beschäftigt sich im Rahmen ihres Kunstprojektes »Die Landschaft in 5.000 Jahren« auch mit der Zukunft. Was hat Sie an diesem Blick in die weite Zukunft interessiert?

Ich habe viel recherchiert, wie die Landschaft des renaturierten Tagebaus in meinem Roman in 5.000 Jahren aussehen könnte, da-

»Ich wollte Frauen zeigen, die keine Beziehung brauchen«

Buchpreis-Trägerin Martina Hefter über ihren neuen Roman



zu gibt es verschiedene Modelle. Eventuell werden dort gar keine Menschen mehr leben. Das fand ich an meinem Schauplatz besonders spannend, da Menschen nach wie vor sehr stark in die Landschaft meiner Romanhandlung eingreifen. Auch Renaturierung ist ein Eingriff. Und die Vergangenheit und die Zukunft gehören für mich zusammen. Vergangenheit ist in dem Roman ein Begriff in vielerlei Hinsicht, da war es eigentlich logisch, die Zukunft mit reinzunehmen. Ich habe mein Gegenwartssetting aber beim Schreiben immer als ganz leicht voraus in die Zukunft geschoben empfunden, so zehn bis dreißig Jahre später.

Wenn Sie über diese mögliche Zukunft, ausgelöst von der Klimakrise, nachdenken, führt das im Roman immer wieder zurück in die Vergangenheit. Warum war es Ihnen wichtig, die Klimakrise über vergangene Erinnerungen und Verlusterfahrungen zu erzählen?

Meine Romanfigur hat mit mir gemeinsam, dass wir in einem Teil in Europa aufgewachsen sind, wo man den Klimawandel schon

ganz früh gemerkt hat: im Allgäu. Das hatte damals schon direkte, spürbare wirtschaftliche Auswirkungen. Mir war es sehr wichtig zu erzählen, dass es den Klimawandel nicht erst seit vorgestern gibt.

Trotzdem entwickelt der Roman auch utopische Zukunftselemente.

Ja, das ist ein wichtiges Stichwort. Manchmal hat der Roman so eine leicht dystopische Färbung. Gerade durch die Klimathematik wird die Utopie immer wieder in Frage gestellt, aber auch in Bezug auf die Zerstörung und die Aggression gegenüber Ionas Kunstwerk. Ich wollte mich mit der Utopie ebenfalls beschäftigen und damit auch enden.

Jetzt zieht die Protagonistin in die ehemalige Tagebaulandschaft, um der Welt zu entfliehen. Wie hängen Figur und Ort zusammen?

Lange bevor mein voriger Roman erschien, habe ich mein Lebensbuch »Die Wand« von Marlen Haushofer wieder gelesen – und ich werde es noch oft lesen. Davon inspi-



FOTO: MARCEL NOACK

immer so bei mir: Ich habe gar kein Interesse daran, über romantische Beziehungen zu schreiben. Das interessiert mich so was von gar nicht.

Gerade Iona hat einige Parallelen zu Ihnen: das Aufwachsen im Allgäu, später das Ankommen in der Leipziger Kunstszene. Wie viel davon ist autobiografisch?

Ich glaube, alle denken jetzt immer automatisch, dass bei mir alles autobiografisch ist. Aber der neue Roman ist null autobiografisch, außer, dass ich wirklich im Gebirge aufgewachsen bin. Allerdings bin ich nicht auf einer Alm groß geworden und ich bin keine bildende Künstlerin. Ein wenig wünsche ich mir aber tatsächlich, so zu sein wie meine Romanfigur. Während Iona wahnsinnig gut handwerkeln kann, habe ich leider zwei linke Hände. (*lacht*)

Diese Frau, die handwerklich so geschickt ist und so viel über Landwirtschaft und Natur weiß, wird von der Kunstszene als weltfremde Träumerin angesehen. Wollten Sie damit kritisch unterschiedliche Formen von Wissen gegeneinanderstellen?

Ja, durchaus. Das war mir schon wichtig, weil sie eine andere Form von Wissen hat und eine andere Form von Vergangenheit. Iona hat eigentlich immer relativ handfest gelebt auf der Alm in ihrer Jugend und Vergangenheit. Und meine Romanheldin war immer eine Außenseiterin und hat sich da irgendwie durchgeschlagen. Dabei war sie nicht unbedingt privilegiert in dem Sinne, war also keine reiche bürgerliche Tochter oder Ähnliches.

Die Figur von Herto Strauss, der Maler, der das Baumhaus beschädigt und Ionas Kunst verreisst, bekommt im Verlauf des Romans immer mehr Gewicht. Verarbeiten Sie hier eigene Erfahrungen aus dem Kunstbetrieb?

Mir ist klar, dass Parallelen gezogen werden, das habe ich bewusst gemacht. Ich wollte das noch mal im Roman diskutieren: Was passiert eigentlich, gerade als weibliche Künstlerin, wenn man so einer Aggression ausgesetzt ist? Und dass es nichts ist, das man einfach so wegwischen kann. Ich wollte auch zum Nachdenken darüber anregen, dass das ganz schön gut in unsere Zeit passt.

Iona ist eine westdeutsche Frau, die sich in Leipzig als Österreicherin ausgibt, damit sie nicht als überängstlich und hysterisch wahrgenommen wird. Ist das eine Kritik an der Leipziger Kunstszene, dass sie sich als westdeutsche Frau permanent rechtfertigen muss?

Nicht direkt an der Kunstszene, die ich ja gar nicht wirklich kenne. Aber auf das allgemeine Zusammenleben und damit auch erweitert auf die Kulturszene bezogen durchaus. Also auf jeden Fall habe ich sehr viele

positive Erfahrungen gemacht. Aber gerade in Bezug auf den Buchpreis habe ich ganz, ganz viele private Hassnachrichten bekommen oder böse Kommentare auf Facebook unter Posts von journalistischen Artikeln. Oft wird gefragt, warum ich als Leipziger Autorin bezeichnet werde, da ich ja gar nicht aus Leipzig bin. Wobei ich mich selbst nicht so nenne, das steht aber oft in Artikel-Überschriften. Und das wird mir persönlich auch vorgeworfen, immer noch, muss ich sagen. Ich glaube, es war nach dem Buchpreis ein ganz krasses Gefühl für mich, das mit in den Roman eingeflossen ist.

Sie haben diese Erfahrung also schon vor dem Buchpreis gemacht?

Ja. Ich habe mal Anfang der 2000er das Leipziger Literaturstipendium bekommen. Die Veranstalter eines Literaturfestivals haben sich dann geweigert, dass die Preisverleihung in ihrem Rahmen stattfindet, weil ich aus dem Westen bin. Ich kann diese Seite natürlich verstehen, wenn man sagt, dass damals ostdeutsche Autorinnen und Autoren nicht so viel gesehen wurden. Das kann ich nicht beurteilen. Ich glaube, ich war die erste westdeutsche Autorin, die das Stipendium bekommen hat. Aber solche Geschichten gab es immer wieder. Die machen mich ein bisschen nachdenklich, ich frage mich: Wie weit kann man einer einzelnen Person allgemeine strukturelle Benachteiligungen, die es sicher gibt, zum Vorwurf machen?

INTERVIEW: HANNAH JÄGER

■ Martina Hefter: Nach der Sonne schauen. Stuttgart: Klett-Cotta 2026. 256 S., 25 €

riert wollte ich eine ähnliche Art Robinsonade schreiben, also dass es eine Person an einen fremden Ort verschlägt und sie dort zunächst allein zurechtkommen muss.

Nicht nur die Hauptfigur Iona lebt allein, sondern auch Nova, die Nichte des Vermieters, die später in Ionas Leben tritt. Warum war es Ihnen so wichtig, mehrere Frauenfiguren zu zeigen, die allein, aber nicht einsam sind?

Zum einen, weil viele Romane immer noch viel über partnerschaftliche Beziehungen erzählen. Das finde ich in Ordnung, aber für mich war es ganz wichtig, Frauen zu zeigen, die das gar nicht brauchen. Aktuell wird angesichts der ganzen Gewalt gegen Frauen viel diskutiert, inwieweit wir noch Beziehungen mit Männern führen können. Ich habe den Roman geschrieben, bevor das Thema hochkam, aber ich fand es interessant, dass es sich ein bisschen darin spiegelt, indem ich mit Nova die radikalfeministische 4B-Bewegung in Südkorea aufgegriffen habe. Diese lehnt Sex und Beziehungen mit Männern strikt ab. Und dann ist es so, das war schon

ANZEIGE

LIFE TICKER

29.11.26 – 21.2.27



Bildjournalismus im 20. Jahrhundert

Kunsthalle Erfurt



FOTO: ERNST HÖLTZER



Briefwürste und Wüstenbriefe

Ein neues Buch widmet sich den Reiseberichten von Ernst Höltzer, der im 19. Jahrhundert von Thüringen nach Persien ging

Erst im nächsten Buch:
Ernst Höltzers Fotografien,
hier Chahar Bagh Madrasa (1870)
und Ali Qapu (1885)

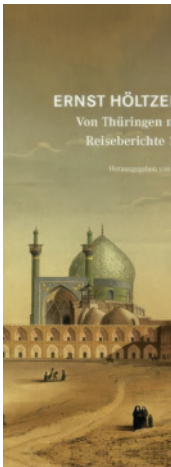
Der Sonnenaufgang eröffnete das Schöne Panorama der Berge«, notiert der Briefeschreiber und weiter: »so weit wir aber vor uns blicken konnten, war es flach wie die Berliner Umgegend und Wüste, so daß Berlin dagegen ein Paradiesgarten ist; nur der Kreuzberg fand seinesgleichen im Elburs nicht«. Genaue Beobachtungen, bildliche Beschreibungen und tief durchdringende Neugier machen Ernst Höltzers (1835–1911) Briefe zu einer historisch spannenden Fundgrube. Der Telegrafeningenieur und Fotograf berichtet darin von abenteuerlichen Reisen zu abgelegenen Orten in Persien. Eine Auswahl liegt nun öffentlich zugänglich vor.

Von Thüringen aus führte das Leben Ernst Höltzer nach Isfahan. Dort wurde er sesshaft. Seine (Bildungs-) Biografie ist außergewöhnlich, zeugt aber von der großen sozialen Mobilität, die im 19. Jahrhundert nicht unüblich war. Als Ingenieur im englischen Auftrag platzt Höltzer mitten hinein in einen kolonialen Knotenpunkt, in eine Region, wo orientalische Tradition auf westliche Moderne prallt. Auch diese Konflikte und eine Welt im Wandel sind Themen in seinen Briefen.

Ernst Höltzer – der sich später des Umlauts zugunsten der Schreibweise Hoeltzer entledigt – erblickt das Licht der Welt am 7. Januar 1835 in Kleinschmalkalden am Rennsteig. Zwischen 1844 und 1848 besucht er die Salzmannschule in Schnepfenthal bei Gotha. An diesem damals berühmten Spezialgymnasium wird er umfangreich ausgebildet, gerade der dortige Sprachunterricht legt einen Grundstein für Höltzers internationale Karriere. Nach einer Ausbildung zum Telegrafen arbeitet er eine Zeitlang für Siemens. Dann beordert ihn das britische Indo-European Telegraph Department 1863 in den Iran. Dort soll er die Telegrafienlinie im Land installieren sowie die staatlichen Angestellten und Ingenieure unterrichten. Auch nachdem die Arbeiten an der indo-europäischen Kommunikationsanlage abgeschlossen sind, bleibt er als Telegrafist in Dschulfa, einer Enklave von Isfahan. Im Jahr 1870 heiratet er die Armenierin Maryam Hacknazar (1850–1920), sie haben zusammen fünf Kinder. Höltzer lebt auch nach seiner Pensionierung die überwiegende Zeit dort – bis zu seinem Tod am 3. Juli 1911. Auf dem armenischen Friedhof in Isfahan liegt sein Grab.

Auf einer Deutschlandstippvisite macht er Bekanntheit mit der Fotografie, die dann zu seiner Leidenschaft wird. Er kauft eine Kamera und fotografiert seit 1868 passioniert und mit gewisser Systematik seine Umgebung. Er bildet die kulturelle Vielfalt des Landes ab. Dafür wird der gebürtige Thüringer im Iran als ein Pionier der Fotokunst verehrt.

Das klingt aber viel zu geradlinig und schnörkellos für Höltzers Leben. Von diesem berichtet er in »Ernst Höltzers Persien. Von Thüringen nach Isfahan. Reiseberichte 1863–1909« aus eigenem Mund oder besser: mit eigener Feder. Allein, wie er nach Persien, in den heutigen Iran, gelangt, ist spektakulär. Er fährt mit der Eisenbahn, wo ihm schon in Hamburg das Geld ausgeht. Einen halben Tag lang muss er in Berlin sein Gepäck von einem zum anderen Bahnhof gondeln. In London schließlich macht er sich mit Kollegen auf die Reise, um über Belgien, Paris, Köln und wieder Berlin nach St. Petersburg zu fahren, bevor er endlich in Teheran ankommt. Was sich unterwegs zuträgt, wo Räuber lauern, was der Zoll sagt und vor allem, wie die Landschaft aussieht und das Essen schmeckt sowie welche Kleidung die Menschen tragen, hält Höltzer fest. Man erfährt unter anderem, wie schmerzlich man einen Kochtopf vermissen kann. Und wie allerlei Wüsten riechen.





»Anfangs kann das Leben hier dem Neuling von Europa unmöglich gefallen«, notiert Hölzner. »Aber hat er erst mehrere Jahre hier ausgehalten, die Sprache bemeistert und ist er womöglich einige Male in Europa wieder gewesen, so findet er hier sehr viele Annehmlichkeiten und Reize des persischen Lebens heraus, die ihn nicht ungern wieder dorthin zurückkehren lassen.« Genauso ist es Hölzner widerfahren. Das Briefkonvolut ist für seine Verwandtschaft in Deutschland bestimmt, damit sie sich ein ausführliches Bild machen kann. Ob der Autor die Briefe selbst veröffentlichen wollte, ist nicht bekannt. Herausgeber Dirk Schaal vermutet, dass zumindest ein Teil davon für eine Veröffentlichung vorgesehen war. Denn diesen hat Hölzner redigiert.

Hölzner beschreibt sein Leben so: »Seit meiner Lebensaera von Legung der Cabel auf dem Schiffe, dem Sturm und Wasser Trotz bietend, dem Locomotivfahren, Wind und Feuer ausstehend, meinen Irrfahrten und dem Linienbau in Persien mit allen Classen von Barbaren [...] wird es Euch wohl nun erklärlich sein, dass ich hätte zehn Jäger im Thüringer Wald ersetzen können.«

Hölzner ist exemplarisch für jene Menschen, die im 19. Jahrhundert oft mit Unternehmensauftrag in ferne Länder reisten, um deren Pläne umzusetzen. Dabei nahmen sie einiges in Kauf, denn Reiseführer oder eine geeignete touristische Infrastruktur existierte nicht. Dafür ist der Telegrafeningenieur Ernst Hölzner ein interessantes Beispiel. Das zeigt sich auch in seinen Briefen, die den Anbruch der Moderne und geopolitische Interessenkonflikte spiegeln, über die der Autor ebenfalls nachdenkt. Er selbst war in ein koloniales Projekt eingebunden, künftige Ressourcenkämpfe lassen sich erahnen, die bis heute nicht gelöst sind. Auch deshalb ist das Buch lohnend.

Ein kleiner Wermutstropfen: Von Hölzners Fotografien ist nichts zu sehen – bebildert wird das Buch mit Grafiken von Zeitgenossen. Dabei ist das ein eigener Schatz. Rund tausend seiner insgesamt dreitausend Fotografien sind erhalten, sie wurden 1969 im Keller des Hauses seiner Enkelin gefunden. Diese Bilder wurden zum Teil veröffentlicht, kursieren auch im Internet. Um sie in Augenschein zu nehmen, muss man nach Halle an der Saale fahren, wo sie die dortige Universität bis Ende Februar 2027 ausstellt. Die Hochschule erhielt Hölzners Nachlass als Schenkung – er ist erstmals zu sehen. Dort kann man sich von Hölzners Blick, dem schon so etwas wie analytische Modernität anhaftet, überzeugen. Fast tausend Motive zeigen persische und armenische Kultur beziehungsweise das, was im 19. Jahrhundert davon übrig war. Die Bilder dokumentieren auch jene rasanten Veränderungen, von denen Hölzner ausführlich in seinen Briefen berichtet. Ein Katalog zur Ausstellung mit Hölzners Fotografien erscheint Anfang 2027.

»Schade, daß man keine Wurst in einem Briefe schicken kann!« – Ernst Hölzner schreibt nicht ohne Humor. Immer wieder amüsiert heute beim Lesen auch der damals gebräuchliche Wortschatz: Ein Gaul wird als »gutaussehend« beschrieben, und einen »Kotzebue machen« jene Menschen, die bei Seekrankheit ihr Inneres nicht bei sich halten können. TOBIAS PRÜWER

■ Ernst Hölzners Persien. Von Thüringen nach Isfahan. Reiseberichte 1863–1909. Herausgegeben von Dirk Schaal. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2026. 212 S., 48 €
■ Ausstellung »Hölzners Persien – Update Iran«: bis 28.2.2027, Mi–So 13–18 Uhr, Universitätsmuseum der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Universitätsplatz 11 (Löwengebäude), 06108 Halle (Saale) – Eintritt frei



FOTO ALBERT GRUNDNER

ALBERT GRUNDNER, Hofphotograph.
BERLIN, Potsdamer-Str. III.

ANZEIGE

DIE ETRUSKER
GÖTTER, GRÄBER
UND GELAGE

30.10.2026 –
29.03.2027


www.smac.sachsen.de/etrusker

expona CP LANDSCHAFT FÜR ARCHÄOLOGIE UNIVERSITÄT SACHSEN

Museo Etrusco Guarnacci

a smac
staatliches
museum für
archäologie
chemnitz

Auf der Seite der Frauen

Dacia Maraini: Die feministische Stimme Italiens wird 90

Well, it was not always painful. We were very happy there, with Japanese friends«, beginnt Dacia Maraini ihre Antwort auf die Frage danach, wie es war, in Japan aufzuwachsen. Sie sitzt vor einem großen Bücherregal, mit türkis umrandeten Augen und einem den Blazer schmückenden Tuch um den Hals, und beantwortet die Interviewfragen von Stefano Albertini, Professor an der New York University und Direktor des Kulturzentrums Casa Italiana Zerilli-Marimò. Maraini erzählt von einer Kindheit, die früh von Krieg, Widerstand und Hunger geprägt war. 1943 forderte die japanische Regierung alle in Japan lebenden Italienerinnen und Italiener auf, ein Abkommen zur Anerkennung der Italienischen Sozialrepublik zu unterzeichnen. Marainis Eltern, beide Antifaschisten, verweigerten ihre Unterschrift. Verräter Italiens wären Verräter Japans gewesen; die Familie ver-

brachte daraufhin zwei Jahre in einem japanischen Internierungslager. Als Japan 1945 kapitulierte, kamen sie frei und siedelten 1946 zurück nach Bagheria auf Sizilien, zum Familiensitz ihrer Mutter.

Am 13. November 1936 in Fiesole unweit von Florenz geboren, feiert Dacia Maraini im Jahr 2026 ihren 90. Geburtstag. Hinter ihr liegen neun Jahrzehnte voller politischer und persönlicher Umbrüche – geprägt von italienischen Intellektuellenkreisen und vor allem vom Schreiben. Mit 13 brachte sie das erste Mal ihre Erfahrungen auf Papier. Nach der Trennung ihrer Eltern litt sie unter der Entfernung zu ihrem Vater und zog schlussendlich nach Rom, wo sie ihre Schulzeit beendete und sich zunehmend der Literatur widmete. Sie schrieb Kurzgeschichten und Beiträge für Zeitschriften. 1962 veröffentlichte sie ihren Debütroman »La vacanza«.

Es folgten Romane, Theaterstücke, Drehbücher und Sachbücher. Mit »Die stumme Herzogin« erlangte sie ihren internationalen Durchbruch. Heute zählt sie zu den wichtigsten Autorinnen Italiens und gilt als feministische Pionierin. Auch im Zentrum ihres literarischen Schaffens stehen immer wieder vor allem Frauen: Frauenfreundschaften und Frauenschicksale, patriarchale Strukturen und die Gewalt, die aus ihnen hervorgeht.



Dacia Maraini im Jahr 2015

Wie selbstverständlich sich Maraini positioniert, zeigte sich auch beim Internationalen Literaturfestival 2022 in Berlin. Dort las sie aus ihrem damals neuen Roman »Trio«. Eine Übersetzerin zu ihrer Rechten, die sie auf der Bühne vorstellte, erzählte von ihrem Vorgespräch: Sie habe Maraini gefragt, ob sie sich als Feministin verstehe. Maraini habe geantwortet, dass sie in der Vergangenheit wie auch jetzt auf der Seite der Frauen sei. MARIE ALLMANSEBERGER

■ Rezension zu Dacia Marainis »Ragazze di Palermo« auf S. 35

Wild, wütend und wunderbar

Eine Hommage an Christine Nöstlinger zu ihrem 90. Geburtstag

Ich erinnere mich noch genau, wie ich im 1999 bei einer Lesung von Christine Nöstlinger in der Leipziger Stadtbibliothek vor ihr auf dem Boden saß. Zusammen mit vielen anderen Kindern, Eltern und Großeltern, aber auch mit pubertären Teenies, die der gnäd'gen Frau bezaubert zuhörten. Sie las aus ihrem neuen Buch »Das ABC für Großmütter« vor. Und das im breitesten Wiener Schmah, gediegen und gedehnt wie Kaugummi und voller herrlicher Worte wie Wappler (Ahnungsloser) oder Watschn (Ohrfeige).

Christine Nöstlinger wurde am 13. Oktober 1936 in Wien geboren. Sie bezeichnete sich selbst als »wildes und wütendes Mädchen«. Doch trotz aller Wildheit und Wut waren sie und ihre Schwester, wie sie später erzählte, die einzigen Kinder, die daheim keine Watschn bekamen. Ihre Eltern waren Sozialdemokraten und gegen die Nationalsozialisten. Christine selbst entwickelte sich zur bekennenden Linken, was sich später auch in ihren Büchern widerspiegelte. Es klingt vielleicht pathetisch, wenn ich sage, wie beschenkt ich war, mit Nöstlinger aufzuwachsen. Aber es stimmt. Ihre Figuren haben mich mein Leben lang begleitet: angefangen bei Mimi, mit der ich Lesen lernte, bis hin zu Gretchen Sackmeier, die jedes noch so unsichere, ungesehene und unverständene »Jungmädchenherz« mit Mut und Selbstvertrauen zu füllen vermag. Und das ist wohl das Besondere: Nöstlingers Figuren sind jung, frech und rebellisch. Sie lehnen sich gegen die kleinen und großen Ungerechtigkeiten des Alltags und vor allem gegen die unverbesserlichen Erwachsenen auf. Dabei geht es nicht nur um gemeine Lehrkräfte, Taschengeldkürzungen oder die Scheidung der Eltern, sondern auch um Armut, Ausgrenzung oder Alltagsfaschismus, wie in

»Rosa Riedl Schutzgespenst«. Das macht Nöstlingers Bücher zu mehr als harmlosen Kindergeschichten. Sie sind auch sozialkritische Betrachtungen, die ihrem jungen Publikum auf Augenhöhe begegnen und dazu aufrufen, für die eigenen Bedürfnisse einzustehen. Und dies auf so unverschämte ehrliche Weise, dass viele Eltern zu Beginn von Nöstlingers Karriere ihre antiautoritären Geschichten zu Hause nicht gern sahen. Doch darf man diese nicht als Kampfansage gegen alle Erwachsenen verstehen. Nöstlingers liebevoll gezeichnete Charaktere und ihr unverwechselbar trockener Humor machen selbst die größten Generationskonflikte wieder wett. So verlor auch damals bei der Lesung eine pikfeine ältere Dame schlussendlich vor Lachen ihren Hut, als sie dem »ABC für Großmütter« lauschte. Christine Nöstlinger wäre in diesem Jahr neunzig geworden. Sie starb bereits 2018. Sie hinterließ über 150 Kinder- und Jugendbücher, die mehrfach ausgezeichnet und in zahlreiche Sprachen übersetzt wurden. Was mich hoffen lässt, dass ihr Werk auch heute noch jungen wie alten Lesenden hilft, einander besser zu verstehen. ANNA HOFER



FOTO: ALEXA GERBERG

Kinder- und Jugendbuchmeisterin: Christine Nöstlinger (1936–2018)

Aus Leidenschaft aufheben

Eine Fahrradfahrt zu den letzten Antiquariaten Frankfurts

Wir Antiquare gehören zu einer vom Aussterben bedrohten Branche. Zu meiner Studentenzeit gab es haufenweise Antiquariate in Frankfurt, ein halbes Dutzend waren allein rund um die Universität in Bockenheim angesiedelt. In den letzten 25 Jahren musste ich dem Antiquariatssterben zusehen. Der Handel mit gebrauchten Büchern hat sich seit 2000 immer mehr ins Internet verlagert. Heute hat Frankfurt noch vier besuchbare Läden.

Das Sortiment von Tresor am Römer charakterisiert am besten ein Spruch der Inhaberin: »Ich kaufe lieber ein Buch für tausend Euro als tausend Bücher für einen Euro.« Sibylle Wieduwilt ist die einzige wirkliche Antiquarin unter den anderen Buchschubsern. Auf 150 Quadratmetern bietet sie in den Regalen und Vitrinen Bücher, Drucke, Stiche, Grafiken und Landkarten aus dem 15. bis 20. Jahrhundert an. Auf der rechten Ladenseite befinden sich in wannenförmigen Bilderkrippen die Einzelblätter, auf der linken Seite die alten Bücher und Folianten in Regalen. Leder- und Pergamenteinbände überwiegen, die Preziosen stehen hinter Glas. Wer den schlauchförmigen Raum betreten will, muss klingeln. Ein gediegenes Sofa, antike Stehpulte und zwei Verkaufstische in der Mitte des galerieähnlichen Ladens vermitteln dem Besucher ein Gefühl von Exklusivität. Allerdings nur noch auf Zeit: Ende des Jahres wird Sibylle Wieduwilt ihren Laden schließen und nach Weimar ziehen. Vorher gibt es noch diverse Rabattaktionen. Der Weggang dieser Oase ist ein weiterer herber Verlust für Frankfurt.

Im fünf Minuten entfernten Zeil-Antiquariat von Norbert Heinz herrscht Enge – die Regale sind zum Platzen voll. Auf den sieben Quadratmetern sind vor die vollgepackten Schränke deshalb Rollwagen geparkt. Das Zeil-Antiquariat ist eine »Frankfurter Institution«, wie die Frankfurter Rundschau schrieb, und seit Jahren auch in China hoch gerühmt. Norbert Heinz ist in Frankfurt der Einzige, der nur analog verkauft. Gute Lauf- und eine treue Stammkundschaft machen das (noch) möglich. Der studierte Sinologe ist ein großer Kommunikator, bei ihm hocken immer ein paar Leute zusammen und halten ein Schwätzchen. Er hat ein vielfältiges Angebot mit den Schwerpunkten China und Japan, Kunst und Kunstgeschichte. Seit Jahren malt auch er selbst, seine Gemälde kann man im Laden bewundern und kaufen.

Nach fünf weiteren Radminuten landet man im Antiquariat Orban & Streu. Was gleich positiv auffällt: Die Regale in dem neunzig Quadratmeter großen Raum sind optimal platziert. Der Besucher hat freie

Sicht auf die nach Sachgebieten geordneten Bestände und kann ungehindert durch die labyrinthähnlichen Gänge flanieren. Das Sortiment ist breit aufgestellt, hier findet man zu fast jedem Thema etwas. Was es bei den anderen in dieser Fülle nicht gibt, sind hier: Science-Fiction, Krimis, Comics, englischsprachige Literatur und Schallplatten (Rock, Pop, Jazz). Orban & Streu hat die längsten Öffnungszeiten von allen, obwohl auch hier der Umsatz über das Internet eine große Rolle spielt. Antiquar wird man nur, wenn man eine große Leidenschaft fürs Buch hat. Ines Streu bringt's so auf den Punkt: »Die Idee ist eigentlich, zu arbeiten, bis wir im Laden tot umfallen oder friedlich einschlafen.«

Nach zehn Minuten auf dem Rad bin ich, einmal quer durch die Stadt und über den Fluss, wieder daheim. Mein Antiquariat Rüger ist dribbdebach (in Sachsenhausen). Im Gegensatz zu den anderen lebe ich fast ausschließlich vom Versand. Mein kompletter Bestand von annähernd 45.000 Titeln ist im Internet gelistet und lagert im Haus über drei Stockwerke. In meinem Showroom kann der Besucher nur einen repräsentativen Querschnitt meines großen

Sortiments aus 87 Sachgebieten einsehen. Meine Schwerpunkte sind signierte Bücher, Beat-Literatur, Lyrik, Kunst, Architektur, Philosophie und Frankfurt.

Wenn der Tresor am Jahresende seine Pforte schließt, hat Frankfurt noch drei klassische Antiquariate und zwei Buchhandlungen, die auch eine antiquarische Abteilung haben: Naumann & Eisenbletter (Berger Straße 168) und die Buchhandlung König (Hasengasse 5–7). Eine Fundgrube der besonderen Art sind die Büchertische auf dem alten Unicampus in Bockenheim. Zusammen halten wir ein gigantisches Angebot aus allen denkbaren Sachgebieten und vielen Jahrhunderten bereit. In einer Zeit, in der die meisten wegschmeißen, ist der Antiquar der Letzte, der aufhebt. Bei allen Unterschieden pflegen wir untereinander einen kollegialen Umgang. Uns eint eine Sache: der unermüdliche Einsatz für das gedruckte Buch. WOLFGANG RÜGER

■ Tresor am Römer, Braubachstr. 32, Di–Fr 11–18, Sa 11–16 Uhr, Tel. 069/28 12 48, www.tresor-am-roemer.de

■ Zeil-Antiquariat, Zeil 24, Mo–Fr 12–18.30, Sa 11–17 Uhr, Tel. 069/21 08 99 65

■ Orban & Streu, Eckenheimer Landstr. 36, Mo–Fr 11–20, Sa 11–18 Uhr, Tel. 069/94 41 55 70, www.orbanundstreu.de

■ Antiquariat Rüger, Dreieichstr. 52, Mo–Mi 12–19 Uhr, Tel. 069/61 56 38, www.antiquariat-rueger.de



Bücherwelt: Tresor am Römer

Rezensionen Belletristik

Warme Romanze in der Tragödie unserer Zeit

Der neue Roman von Dana Vowinckel denkt über jüdisch-deutsche Lebensrealitäten nach

Anton und Alma lernen sich beim Schüleraustausch in der Bretagne kennen, den Anton frühzeitig abbrechen muss, weil er Heimweh hat. Später, als die beiden sich als Studierende in Berlin ineinander verlieben, wird Alma Antons Zuhause. Sie kommt aus relativ einfachen Verhältnissen in Ost-Berlin, er aus einer jüdischen Akademiker-Familie in Berlin-Schöneberg. Beide studieren Literatur und Geschichte. »Wer lebt, dachte [Anton], muss die Vergangenheit in ein Narrativ formen, weil sie formlos ist.« Dazu gehört auch die Auseinandersetzung beider Figuren mit der eigenen jüdisch-deutschen Vergangenheit und Gegenwart.

Sie beziehen eine gemeinsame Wohnung und Alma streicht auf Antons Schultern sitzend die Wände, sie kochen zusammen und machen Urlaub in Italien. Um seine Masterarbeit zu schreiben, geht Anton mit einem Austauschprogramm der Uni nach New York, bis sich am 7. Oktober der Angriff der Hamas auf Israel und der darauffolgende Krieg in Gaza ereignen, und die Narrative sich überschlagen. Überfordert kehrt Anton zu Alma nach Berlin zurück, um dann den größten Schicksalsschlag seines Lebens zu erleiden. Dafür sei eine Vorwarnung ausgesprochen: Der Roman thematisiert explizite rassistische und antisemitische Gewalt. »Anton und Alma« ist zunächst nachdenklich und leicht, dann fast unerträglich schwer. Klar und mit eindrücklicher Bildsprache beschreibt Dana Vowinckel die Geschichte eines ganz normalen heterosexuellen Zillennial-Pärchens im heutigen Berlin, anhand dessen sie über jüdisch-deutsche Lebensrealitäten nachdenkt, über die Fragilität von Erzählungen und des Lebens selbst. Gekonnt bietet sie Verständnis und Einordnung für die Krisen der letzten Jahre und die Komplexität der Gegenwart, während sie einem ihre Figuren ans Herz legt. GRETA JEBENS

■ Dana Vowinckel: Anton und Alma. Berlin: Suhrkamp 2026. 542 S., 26 €



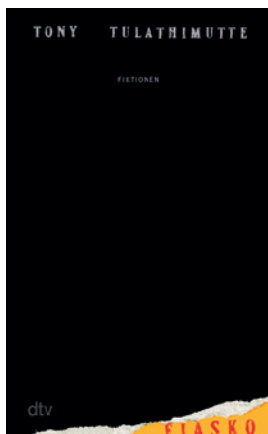
»Alles war gut, nur die Welt war schlecht, dachte Anton. Alles war Romanze, nur die Welt war Tragödie.«

– aus »Anton und Alma«

Ungefickt und abgefickt

Tony Tulathimutte ist Ihr Reiseführer durch die Misere der Gegenwart

Wer nicht in einer glücklichen Beziehung lebt, wagt sich das Glück der anderen aus, sehnst sich beim Anblick von Hottis oder im nächtlich-pornösen Abschweifen, und sie ahnen, dass sich auch die hoffnungsvollste Begegnung bald still und banal hinweggeghostet haben kann. Tony Tulathimuttes mitreißend und großartig geschriebener Episodenroman lotet die verschrobenen Innenwelten von Fetischen und Beziehungswünschen einfühlsam und grotesk aus. In seinem Web-2.0-Meisterwerk des Tragikomischen jagt eine witzige Absurdität die nächste, aber hinter der pinken Glitzerwelt von »Freunden« auf Social Media, Datingapps, Kink-Awareness und neuen Beziehungskonzepten lauert das totale Grauen



von Einsamkeit, Entfremdung und toxischen Verhaltensmustern. Eine durchschnittliche Frau wird nach der Zurückweisung von ihrem Wunschpartner dessen Stalkerin und manövriert sich bis zum Zusammenbruch in die totale emotionale Abhängigkeit hinein. Ein extrem neurotischer schwuler IT-Nerd kann seine sadistischen Neigungen auch mit dem verständnisvollsten Sexpartner nicht ausleben und muss sie in einem gigantomaniischen Fantasy-Porno-Drehbuch für einen anonymen Cam-Boy kompensieren. Ein minimalistischer Start-up-Vollidiot macht im Optimierungswahn – um ihr Leben geradezubiegen – eine kaputte Frau als Geliebte klar und merkt nicht, wie grausam manipulativ seine vorgebliche Hilfe sich in ein knastgleiches Kontrollsystem verwandelt. In den USA wird das Buch übelst gefeiert, und das sagt im Grunde genommen schon viel über die Verkorkstheit unserer Zeit aus. Aber es ist absolut verständlich. Denn um sich hier nicht wiederzuerkennen, muss man schon ein Heiliger sein. THORSTEN BÜRGERMANN

■ Tony Tulathimutte: Fiktionen. Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs, Stefanie Ochel, Jan Schönherr. München: DTV 2026. 384 S., 26 €

»Meine Spermien sind so groß und charismatisch, dass sie zu Staatschefs der G8-Länder gewählt wurden, als die sie eine Ära nachhaltigen Wachstums und nuklearer Abrüstung eingeläutet haben – und heiße Boyfriends haben sie auch.« – aus »Fiktionen«

Morden für die Gerechtigkeit

Imani Thompsons Universitätsroman über die Möglichkeit, die Unterdrückung der Frau zu beenden

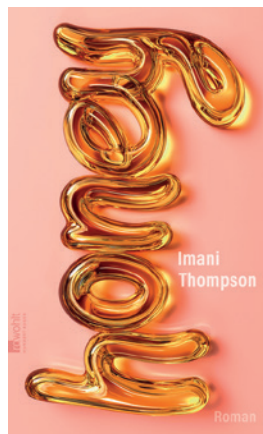
Yrsa promoviert in Cambridge über »Diskurse rund um Afropessimismus«. Eigentlich könnte sie zufrieden sein, denn sie hat eine interessante wissenschaftliche Aufgabe und ein reges und vielseitiges Sexleben. Doch das ist ihr nicht genug; sie hat sich dem »berauschenden Gedanken ans Töten hingegen«. Es beginnt mit einer Kollegin, der von ihrem Doktorvater die Ehe versprochen wird, der sie dann aber sitzen lässt und auch noch die Erkenntnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeit für seine eigene Publikation nutzt. Yrsa erkennt, dass sie mit Geschick und kluger Vorbereitung Männer bestrafen kann, weil sie Frauen missbraucht, ausgenutzt und verletzt haben. Sie haben »Schuld auf sich geladen«. Es geht Yrsa um »Unterdrückung. Jahrhundertelang. Der Übergriff auf den Körper.« Doch nicht immer läuft alles ganz nach Plan, »sie hat Scheiße gebaut, so was kommt vor [...] es wird schon gut gehen. Sie muss nur die Kontrolle behalten.« Und dann wird ihr selbst von einer Frau Betrug und Missbrauch vorgeworfen, und das

ausgerechnet dann, als sie mit der Leiche ihres letzten Opfers in dessen Auto unterwegs ist. »Womöglich kann man, ganz gleich, wie gerechtfertigt die Tat auch sein mag, nicht ewig Gott spielen.«

In Thompsons spannendem, im Universitätsmilieu von Cambridge spielenden Kriminalroman geht es um das perfekte Verbrechen, jedoch »nicht um die Tat selbst, sondern darum, ungestraft davonzukommen«. Yrsa mordet für einen guten Zweck: für Gerechtigkeit und die Gleichberechtigung der Frau. Das liest sich nicht ohne Schmunzeleffekt. Zusätzliche Spannung entsteht durch eine interessante Erzähltechnik unter Einbeziehung ihrer Kommunikation in den sozialen Medien – von wem kommen die »Drohmails«?

JOACHIM SCHWEND

■ Imani Thompson: Honey. Aus dem Englischen von Asal Dardan. Hamburg: Rowohlt 2026. 413 S., 25 €



Verwandlungsauber

Madeline Miller erzählt einen Ovid-Stoff aus Sicht der Tochter

Ein Vater verkauft seine Tochter für sieben gebratene Hühner. Er ist König von Thessalien, und er ist verflucht, geschlagen mit unstillbarem Hunger. Sein Vermögen ist längst aufgebraucht, es bleibt die Tochter. Mestra aber kann sich verwandeln – ein Geschenk Poseidons, der sie zuvor in einer Bucht vergewaltigte. Sie entkommt ihrem Käufer als bärtiger Fischer und kehrt zurück zum Vater. Was folgt, ist eine Ökonomie der Gestalten: Mestra wird verkauft, verwandelt sich, entkommt, wird erneut verkauft.

Madeline Miller, mit »Das Lied des Achill« und »Ich bin Circe« international erfolgreich, wendet auch hier ihr bewährtes Verfahren an: Ein mythisches Geschehen wird neu erzählt, aus unerwarteter Perspektive und mit heutigen Deutungsmustern. Bei Ovid, dessen Fassung aus den »Metamorphosen« dem Band beigegeben ist, wird Mestra nicht einmal benannt, die Erzählung gilt dem Vater und seinem Selbstverzehr. Miller kehrt den Fokus um, sie gibt der ausgebeuteten Tochter eine Stimme.

Leider bleibt ihr Text holzschnittartig. Von der ersten bis zur letzten Seite ist der Vater ein hungriger Tyrann, und Mestras Befreiung gerät allzu erwartbar. Auch das stetig wachsende Repertoire der Verwandlungen wird weniger entfaltet als aus dem Hut gezaubert. »Soweit ich es beurteilen konnte, war der Anzahl der Wesen, in die ich mich verwandeln konnte, keine Grenze gesetzt.«

Was bleibt, sind einzelne Eindrücke von körperlicher Genauigkeit: Mestra, die sich in ihrem ersten Männerkörper ein Barthaar ausreißt und über den schwarzen Glanz staunt. Und die aufwendigen Illustrationen von Thomke Meyer, oft ganzseitig, in Grün, Violett, Orange, die den Satzspiegel umfließen. Ein hübsch gemachter kleiner Geschenkband, gedacht wohl für Millers Fangemeinde. MAURUS JACOBS

■ Madeline Miller: Mestra. Aus dem amerikanischen Englisch von Ursula C. Sturm. Illustriert von Thomke Meyer. München: Eisele 2026. 76 S., 16 €



*Nach Elsa Morantes
La Storia:
ein weiterer
Meilenstein der
europäischen
Literatur, endlich
in großartiger
Neuübersetzung*



Quartbuch. Gebunden mit Schutzumschlag. 320 Seiten. € 28.–
ISBN 978 3 8031 3391 5
Auch als E-Book erhältlich

Wagenbach
www.wagenbach.de



Rassistische Gewalt in Florida

Dima Alzayat entführt uns in die Düsternis

Im Mittelpunkt des Geschichtenbands steht die Erzählung »Alligator«. Alzayat erzählt darin vom Lynchmord an einem syrisch-amerikanischen Paar im Jahr 1920: »George hätte daraus lernen sollen, als diese Klan-Männer als sie dich ausgepeitscht haben George wegen des Glücksspiels.« Die Story basiert auf einem polyphonen und bruchstückhaften Konvolut an Zeitungsmeldungen, Briefen, Prosapiteln, gerichtlichen Befragungen. Eindringlich beschreibt die Autorin, wie es sich anfühlt, im weißen Amerika ein Alien zu sein. Soziale Ungerechtigkeit und rassistische Gewalt sind Alltag und verrenken die Herzen. Reflektierend, erschütternd und mit atemberaubender Kraft zieht uns Alzayat in den Mittelpunkt dessen, was wir Identitätssuche nennen. Nuanciert und emphatisch

erzählt sie Geschichten voll Bitternis und Hoffnung. Muslimische Menschen auf der Suche nach einer neuen Heimat, nach einem Platz zum Leben im Land der Tapferen und Freien. Mit wenigen Sätzen führt uns Alzayat an Abgründe: Sorgfältig bereitet die Schwester den toten Bruder für die Beerdigung vor. Drei Jungs spielen das Spiel »Entführung eines anderen Jungen«. Alzayat ist in Damaskus geboren und wuchs in Kalifornien auf. Ihre Kurzgeschichtensammlung »Alligator und andere Storys« war 2021 ihr in den USA gefeiertes und mit etlichen Preisen bedachtes Debüt. Wir Lesejunkies sind gespannt auf ihre kommenden Werke, eine fette Duftmarke hat sie gesetzt. Starke Storys, tolle Sprache – Dima Alzayat weiß, wo es wehtut, die Frau muss man lesen! FRANK WILLMANN

■ Dima Alzayat: Alligator & andere Storys. Aus dem Englischen von Jan Karsten. Hamburg: Cultur-Books 2026. 256 S., 24 €



»In einer Zeit voller schöner Zufälle warst du eigentlich der schönste.«

– aus »Die Dichterin«

Hunger

In »Die Dichterin« zeigt Özge Inan, wie Literatur und Journalismus auf dem Weg zum Erfolg kollidieren

Emma hat alles. Sie ist schön, schlau und räumt mit ihrem systemkritischen Lyrikband über ihr Aufwachsen in Armut einen Preis nach dem anderen ab. Als sich die Journalistin Nazanin mit einem Portrait der Dichterin bei ihrem Redaktionsleiter bewiesen möchte, beginnt Emmas Geschichte jedoch zu bröckeln. Das Viertel, in dem Emma zur Tafel ging? Kennt sie nicht. Die Sozialarbeiterin, die sie beim Schreiben unterstützt hat? Nicht existent. Ob Nazanin wirklich an etwas Großem dran ist oder ob sie sich das nur einbildet – sie weiß es nicht. Aber ihre Zeit rennt, denn an dem Artikel hängt auch ihre berufliche Zukunft.

Eine Geschichte aus zwei Perspektiven: In Özge Inans Roman wechseln sich die beiden Protagonistinnen Emma und Nazanin in ihren Erzählungen ab. Auf der einen Seite lernen die Lesenden die Debütautorin kennen, die gerade den Durchbruch schafft und sich

fragt, ob sie den Erwartungen gerecht werden kann. Auf der anderen Seite steht Nazanin, die als Volontärin beim Hauptstadtjournal mit Berufungsängsten zu kämpfen hat und zeigen will, was sie kann. Verbunden im Hunger nach mehr, gehen beide auf die Suche nach Erfolg und Wahrheit. Und hier hinterfragen sie nicht nur das System, sondern auch die Opfer, die dieser Weg birgt.

Mit diesem schriftstellerischen Meisterwerk beeindruckt die Autorin durch Tiefe und Vielfalt. Ihre Worte dringen in den Kopf und vermischen die eigenen Gedanken mit denen ihrer Figuren. Dabei schafft sie es, den Roman so zu gestalten, dass selbst der Lesende an sich zweifelt und nicht mehr klar unterscheiden kann: Wo hört die Wahrheit auf und wo beginnt die Lüge? JOHANNA KLIMA

■ Özge Inan: Die Dichterin. München: Piper 2026. 224 S., 24 €

Sie werden das Rätsel nicht lösen, das sie einander sind

Brita Steinwendtners neuer Roman kreist poetisch um einen Weiher, der alles weiß

Jeder Weiher hat sein Lied«, heißt eine der letzten Zeilen dieses kurzen Romans. Da werden Menschen sich gefunden haben oder einander gehen lassen. An den Ufern des Weihers entblättert sich die Geschichte einiger Jahrzehnte in rotierenden Ringen, die in tiefste Tiefe dringen. Verschüttetes aufwerfen. Vom Krieg und seinen Schatten bis in ein verkrustetes Jetzt, das langsam aufbricht.

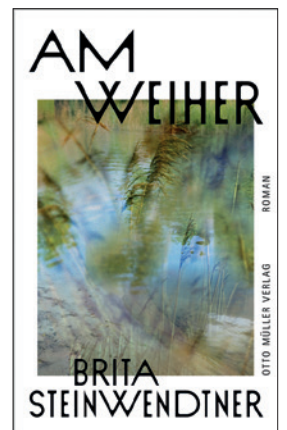
Mit großer Zärtlichkeit nähert sich Brita Steinwendtners ihren Figuren: Margarethe, Luisa und Vivien – Großmutter, Mutter, Tochter. Da ist noch Arthur, Luisas Kindheits- und Altersgefährte und liebevoll begleitender Paten-Vater von Vivien. Und Anna, tragische Tote der letzten Kriegstage. Wir folgen ihnen durch ihre reichen wie normalen Leben, die berühren.

Annas Schicksal wird aufgespürt, anderes verworfen. Archäologisch genau muten die Tiefengrabungen an, ob es in Natalia Ginzburgs Verbannungsort in die Abruzzen geht oder die Villa Max Reinhardts

sich Raum schafft. Malerische Sentenzen, kurze Sätze. Eine traumwandlerisch pointiert gesetzte Sprache, die innehalten lässt, Staunen weckt, Nachlesen und Weiterspinnen. Jede Figur nimmt uns für eine Weile mit auf ihre Reise, lässt uns raschelndes Rohr im Schilf sehen, Reihern und Winden nachschauen und den Schnee oder Sommer am Weiher riechen.

Steinwendtners ist 1942 in Wels geboren, in Wien und Paris studierte Historikerin, Philosophin und Germanistin und heute in Salzburg lebende Autorin und Literaturvermittlerin. »Am Weiher« ist ein sinnlicher Roman, der nach Salzburg durch halb Europa und wieder an den Weiher hoch oben in den Bergen führt. Gespickt mit eingefügten Dokumenten und Reimen, die dem Zauber keinen Abbruch tun, sondern ihn beflügeln. Liebe nach Trauer zaubert, obwohl man sich ein Rätsel bleibt. Ein Buch wie ein Gedicht! ANNE HAHN

■ Brita Steinwendtners: Am Weiher. Salzburg: Otto Müller 2026. 210 S., 25 €



Herr Schneemann

Der neue Roman von Sven Regener erzählt elementofcrimeesk von der Liebe – ist aber trotzdem eine Enttäuschung

Dienst nach Vorschrift. Ungefähr so wirken die letzten Alben der zweifelsohne großartigen Band Element of Crime – immer noch besser als vieles andere, aber eben auch ein bisschen uninspiriert das Erwartbare, nun ja, abliefernd. Diesen Eindruck vermittelte das schriftstellerische Werk von EoC-Mastermind Sven Regener bisher nicht – obwohl aus dem Bestseller »Herr Lehmann« (Eichborn 2001) zunächst eine Trilogie und später eine Never-ending-Story mit Fortsetzungen, Rückblenden und Spin-offs wurden. Mindestens »Neue Vahr Süd« (Eichborn 2004) und »Magical Mystery« (Galiani 2013) sind echte Perlen.

Der inzwischen siebte Roman im Herr-Lehmann-Kosmos ändert das nun, weil er allzu lustlos das Erwartbare bietet: Es passiert nicht viel – eine verlorene Tasche muss im verschneiten Berlin des Jahres 1980 kurz vor Weihnachten wiederbeschafft werden – und ein paar Käuze und Käuinnen sprechen dabei beiläufig-skurrile Dialoge. Deswegen liest man Regener.

Wenn aber jeder bemerkenswerte Satz einer Figur direkt von einer anderen wiederholt und als bemerkenswert markiert wird;

wenn streckenweise die Punkte am Satzende unmotiviert durch Kommas ersetzt werden und seitenlange Satzmonster erzeugen und vor allem, wenn erst auf Seite 262 ff. zum ersten Mal das Kichern aus einem herausbricht, dann ist das einfach enttäuschend. Dass der Roman dann so einen doofen Titel – »Frankie und Freddie«!? – und ein Cover bekommen hat, das nicht wie die bisherigen Herr-Lehmann-, sondern wie die letzten, zudem recht biedereren Bücher von Rocko Schamoni aussieht, passt da leider ziemlich gut. Dafür sind wir '89 nicht schulterzuckend in der Kneipe hockengeblieben!

Womit der Roman aber wirklich glänzt – und das wundert einen beim Verfasser sehr vieler sehr schöner Liebeslieder nicht –, ist die Beschreibung zweier sich Verliebender. Hier treffen Poesie und Pragmatismus aufeinander, wie es nur im echten Leben und bei Sven Regener sein kann. BENJAMIN HEINE

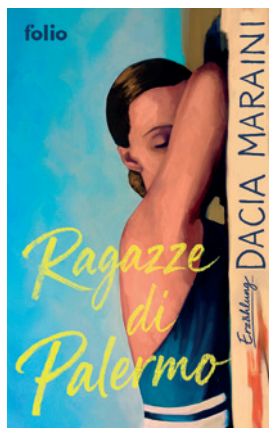
■ Sven Regener: Frankie und Freddie. Berlin: Galiani 2026. 278 S., 24 €



Italien, Freundschaft und das Patriarchat

Dacia Maraini schreibt in »Ragazze di Palermo« über fünf junge Frauen, die in der drückenden Hauptstadt Siziliens aufwachsen

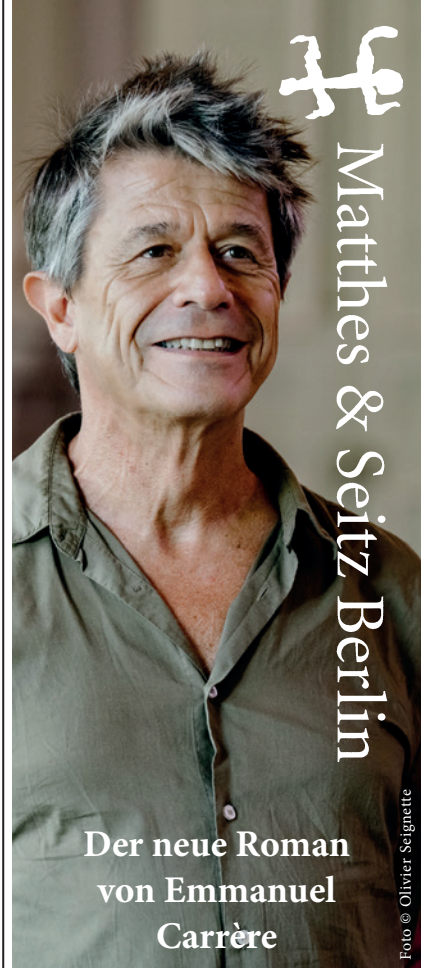
Mariola, Cettina, Tanina, Rodi und Giuse – fünf Freundinnen, die sich aneinander gebunden fühlen: für immer Freundschaft statt Ehen mit Männern. Doch dann kommt das Leben dazwischen und die Sozialisierung in patriarchalen Strukturen erfüllt ihren Zweck. Auf 96 Seiten werden zahlreiche geteilte Erinnerungen der fünf Frauen sprunghaft erzählt. Palermo erscheint dabei als Stadt der Dualität: einerseits erdrückend und staubig, ein Ort, der dringendst verlassen werden möchte, andererseits von einer Schönheit, die staunen lässt.



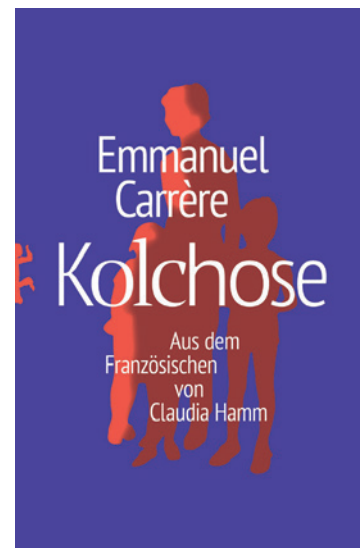
Dacia Maraini schreibt, als schwelge sie in Nostalgie, über den Schulalltag, die erste Liebe, platonische Konflikte und das Auseinanderleben der Protagonistinnen ihres neuen Romans. Dabei geht die Autorin, die als feministische Pionierin Italiens gilt, immer wieder auf die äußeren Einflüsse und die Kämpfe von Frauen im Palermo der Nachkriegszeit ein. Sie beschreibt eindringlich, wie eine unverhoffte Schwangerschaft den Traum eines unabhängigen Lebens zerstören kann und wie unvermeidbar der scheinbar sichere Hafen einer Ehe ist. »Ragazze di Palermo« ist Literatur, die versucht, weibliche Sozialisierung anhand von Bruchstücken persönlich scheinender Erzählungen der fünf Schicksale nahbar zu machen, und dabei zugleich nicht umhinkommt, aus einer Male-Gaze-Perspektive bewertend über die Körper junger Frauen zu schreiben.

MARIE ALLMANSBERGER

■ Dacia Maraini: Ragazze di Palermo. Aus dem Italienischen von Ingrid Ickler. Wien: Folio 2026. 96 S., 18 €



Eine monumentale Familiensaga als Weltgeschichte im Brennglas



Lesereise

9.11.2026, 19:30 Uhr, Berlin

Literarisches Colloquium

10.11.2026, 20:00 Uhr, Leipzig

Felsenkeller, Ballsaal

11.11.2026, 19:30 Uhr, Wien

Konzerthaus, Berio-Saal

12.11.2026, 19:00 Uhr, Graz

Literaturhaus

13.11.2026, 19:00 Uhr, München

Literaturhaus

15.11.2026, 18:00 Uhr, Köln

WDR-Funkhaus

Eine Liebe in Montana

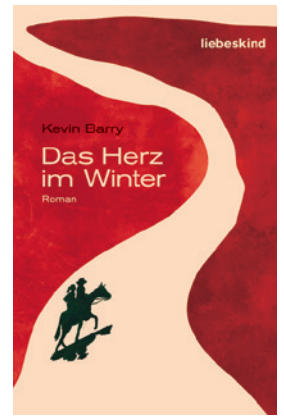
Kevin Barry entführt in den Wilden Westen

Der klassische Western auf der Leinwand hatte viele Geschichten zu erzählen. Ein Tenor von eingefleischten Fans lautet: Esel und Frauen haben in einem Western nichts zu suchen. »Das Herz im Winter« von Kevin Barry beweist das Gegenteil. Die aufstrebende Stadt Butte in Montana lockt Einwanderer an, wie den Iren Tom Rourke. Allerdings ist er für die Arbeit in den Kupferminen nicht geeignet. Sein Talent liegt im Schreiben von Heiratsanträgen für die Minenarbeiter. Mit seinen irischen Landsmännern hat er nicht viel am Hut und wohnt lieber bei den Kroaten. In seiner Absteige hat er jedoch eine Menge Schulden angehäuft. Nebenbei arbeitet er bei einem englischen Fotografen und lernt dort Polly Gillespie kennen. Sie hat sich mit dem Leiter der Mine verheiratet, Anthony Harrington. Beide kannten sich vorher nicht. Eine gute Partie.

Kevin Barry erzählt eine höchst romantische Liebesgeschichte, die witzig und tragisch zugleich ist. Polly, die bei der Heirat natürlich keine Jungfrau und ziemlich abgebrüht ist, verliebt sich nicht in ihren Mann, sondern in Tom. Er hat der Nutte Greta aus Bayern mehrfach einen Heiratsantrag gemacht, den sie immer ablehnte. Ein Spinner, war ihr Gedanke, aber es war ihm ernst. Nun hat er in Polly seine Seelenverwandte gefunden und ist bereit, alles für ihr Liebesglück zu tun. Dafür brennt er seine Bleibe ab und verschwindet mit dem Geld und Polly. Auf einem sehr schönen Pferd.

Die Wendungen in dem Roman, mit denen man beim Lesen nicht wirklich rechnet, geben einen Einblick in die positiven wie negativen Abgründe der menschlichen Seele. Fantastisch und fesselnd erzählt, könnte es für die beiden Liebenden noch gut ausgehen. NADJA NAUMANN

■ Kevin Barry: Das Herz im Winter. München: Liebeskind 2026. 216 S., 23 €



»Schnell genug lernten sie, dass sie sich wortlos verständigen konnten.«

– aus »Das Herz im Winter«

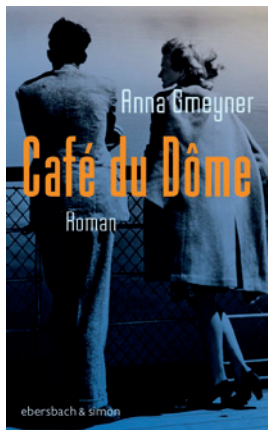
Die verlorenen Seelen des »Café du Dôme«

Anna Gmeyners Exilroman in deutscher Rückübersetzung

Die in Wien aufgewachsene Dramaturgin und Schriftstellerin Anna Gmeyner publizierte ihre ersten Texte in der Zwischenkriegszeit und feierte mit dem Stück »Automatenbuffet« 1932 ihren Durchbruch. Auch ihr Roman »Café du Dôme« von 1940 wirkt zum Teil wie ein Bühnenstück, in dem sich ein dunkler Vorhang über Paris und seine vielen deutschsprachigen Flüchtlinge senkt. Nadia Schumacher ist eine von ihnen; während der Machtergreifung der Nationalsozialisten muss sie aus Deutschland fliehen. Während sie im Café du Dôme am Boulevard de Montparnasse die verlorenen Seelen der Menschen und ihre Sehnsucht nach Verbundenheit beobachtet, den fremden Sprachen und Nachrichten lauscht, sind ihre Gedanken bei ihrem Mann Peter, der in Dachau in Gefangenschaft sitzt. Als ihm endlich die Flucht zu Nadia nach Frankreich gelingt, haben schlimme Erfahrungen sein Inneres so zerstört, dass auch ihre Ehe daran zerbricht. Gmeyners Texte im Stil der Reportage-

literatur beschäftigen sich viel mit Fragen sozialer Gerechtigkeit, des Alltagslebens und der politischen Orientierung. Es sind vor allem ihre hingebungsvollen Milieustudien und Typenbeschreibungen sowie die greifbare Atmosphäre gegenseitigen Misstrauens, die dieses Buch zu einem so fesselnden Zeitdokument einer Exilautorin machen, die erst in den 1980er Jahren wiederentdeckt wurde und deren Nachlass nach wie vor große Lücken aufweist. Das deutsche Originalmanuskript von »Café du Dôme« gilt als verschollen und so gut die neue Rückübertragung von Armin Strohmeyer anhand der englischen Erstübersetzung von Trevor und Phyllis Blewitt aus dem Jahr 1941 auch ist, das österreichische Idiom und die stilistische Feinheit, die man im Ursprungstext vermuten darf, fehlen ihr leider. HANNA SCHNECK

■ Anna Gmeyner: Café du Dôme. Aus der englischen Übersetzung von Trevor und Phyllis Blewitt ins Deutsche rückübersetzt. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Armin Strohmeyer. Berlin: Ebersbach & Simon 2026. 510 S., 26 €



Ein unverdienter Neuanfang

Susan Krellers neuer Roman über Schuld, Vergebung und unsere Menschlichkeit

Arthur möchte nicht mehr. Trotzdem lebt er weiter. Da kommt es ihm entgegen, dass er sich nach seiner Entlassung aus der Haft im Leben eines Anderen verstecken kann. Stück für Stück erfährt man, warum der Protagonist im Gefängnis war, aber eigentlich geht es nicht darum. Sondern darum, was denn nun sein Leben sein soll, ein Leben, das er eigentlich nicht will. In dieser neu gewonnenen Freiheit, die er seiner Ansicht nach nicht verdient, genauso wenig wie warmes Essen und Musik: »Nicht leicht zu sagen, was er sich vorstellt, und ob überhaupt irgendetwas, wen. [...] Fürs Erste, das ist jetzt sein Leben«, so wird die Situation des frisch Entlassenen geschildert.

In seinem gestohlenen Alltag zwischen der Arbeit in einem Schreibwarenladen, Pausen hinter Glückwunschkartenständen und Gesprächen mit seinem dementen Mitbewohner vergeht die Zeit. Nur an Sonntagen, da muss Arthur er selbst sein. Auch vor

seinen Mitmenschen, sie haben allesamt ebenfalls ihr Päckchen zu tragen, kann er sich nicht verstecken. Und eines Tages muss sich Arthur sich selbst und seiner Schuld stellen.

Es ist eine Freude, Susan Keller in ihrem neuen Roman, gewidmet »Den Einzelnen, Verwischten«, bei ihrem Spiel mit der Sprache zuzusehen. Poetisch, gewitzt und bildreich erleben die Lesenden mit, wie Arthur sich zurück zum Leben kämpft – beziehungsweise das Leben zu Arthur. Ihn verschlingen und dann aus der Hand geben, das darf und will man bei diesem Roman nicht, dafür sind die Sätze zu kostbar. Sie brauchen Zeit und Wertschätzung. Genauso wie Arthur, der es dann doch »zum ersten Mal seit Jahren wieder mit etwas so Waghalsigem wie Hoffnung versucht«. PAULINE FELL

■ Susann Kreller: Licht nach oben. Frankfurt/Main: Schöfling 2026. 240 S., 17,99 €



Vom Sehen und Gesehenwerden

Leh Wie Liao nimmt ihre Leserinnen und Leser nicht nur mit auf eine Reise nach Taiwan

Nach der Trennung von ihrem langjährigen Partner zieht es Novana nach Taiwan – das Land ihrer Mutter, die Novana in Deutschland zurückließ, als sie noch ein Kind war. Ihre Mutter ist Künstlerin, direkt und beinahe radikal in ihrem Ausdruck und so weit weg für Novana, bis sie es plötzlich nicht mehr ist, als Novana sie in Taipeh auf einem riesigen Werbedisplay sieht. In diesem Moment bei ihr ist Sihan, eine Aktivistin im hochpolitischen Taiwan, zu der sich Novana hingezogen fühlt.

In »Glaszeit« trifft Leh Wie Liao sowohl die lauten als auch die leisen Töne, und auch die, die wirklich im Gedächtnis bleiben: die dazwischen. Sie findet klare und deutliche Worte, manchmal zart und manchmal hart, und oft die, die verweilen. Der Roman wirft Fragen auf, die so alt sind wie die Menschheit selbst, und er stellt sie aus beiden Perspektiven, weitgehend wertfrei. Während Novana noch immer die Entscheidung

ihrer Mutter verarbeitet, sie in Deutschland zurückgelassen zu haben, verarbeitet die als March bekannte Künstlerin die Zeit vor ebendieser Entscheidung, ihre ungewollte Schwangerschaft und Mutterschaft mittels einer Ausstellung. Der Roman gibt den Gefühlen seiner Hauptfigur den Raum, den sie brauchen, damit die Fragen jenseits der Buchdeckel widerhallen können.

Die Autorin zeichnet eine authentische Protagonistin zwischen zwei Kulturen, widersprüchlichen Emotionen und nicht zuletzt den politischen Widrigkeiten, die Taiwan als Land ausmachen und die für alle, die dort leben, zu einer Zerreißprobe werden können. »Glaszeit« hallt auf eine bittersüße Weise nach, denn auf seine Fragen gibt es keine eindeutigen Antworten – die muss jede und jeder selbst finden. JOSEFINE TAUBERT

■ Leh Wie Liao: Glaszeit. München: Luchterhand 2026. 288 S., 24 €



»Da ist eine Nacktheit.«

– aus »Glaszeit«



»Er greift in ihr Haar und beugt sich vor, bis seine Lippen ihre Stirn streifen.«

– aus »Was wir von ihr wissen«

Die Last der Berühmtheit

Rebecca Fallon erzählt von einer berührenden Familiengeschichte

Susan, Mutter von Zwillingen, stirbt viel zu früh und hinterlässt einen Ehemann, der den Beruf seiner Frau vor den Kindern verschweigt. Bei der Beerdigung taucht ein Mann auf, zu dem die kleine Viola instinktiv Vertrauen fasst. Sie ist sieben und er 27 Jahre alt. Warum er bei der Beerdigung ist, erklärt er ihr nicht. Sie würden sich nie wiedersehen, sagt er beim Abschied.

Rebecca Fallon spannt ihren Roman »Was wir von ihr wissen« über mehrere Jahrzehnte. Der Geschichtsprofessor Al und Susan lernen sich in einem Museum kennen, in dem ein Stück über die Hexen von Salem aufgeführt wird. Sie verlieben sich ineinander. Susan ist wunderschön und bekommt die Chance, eine Rolle in einer beliebten TV-Serie in Hollywood zu ergattern. Ihre Schwester Sadie ermutigt sie dazu. Es ist nicht irgendeine TV-Serie, und sie ist beim Publikum total beliebt. Hollywood hat zwar seine eigenen Gesetze, aber es gelingt Susan, sich dem zu entziehen. Einen wahren Freund findet sie in dem Nachwuchs-

schauspieler Orson. Als sie unverhofft schwanger wird, wird das zu einer Nagelprobe für ihre Ehe. Sie will nach der Geburt der Zwillinge wieder zurück in den Job.

Das Beziehungsgeflecht seziert die Autorin höchst genau und für den Leser nachvollziehbar. Sie macht das derart geschickt, dass die sich anbahnende Liebe zwischen Orson und Viola überzeugend ist. Als Viola ein Studium in England beginnt, trifft sie auf Orson. Allerdings quält sie die eine Frage: Hatten Orson und ihre Mutter eine Affäre? »Was wir von ihr wissen« liest sich angenehm weg, mit einer bitteren Note. Susan erhält die Diagnose Krebs. Bittersüß ist auch die Liebesgeschichte zwischen Orson und Viola, denn er ist ein Star in Hollywood und im Fokus der Fotografen.

NADJA NAUMANN

■ Rebecca Fallon: Was wir von ihr wissen. Aus dem amerikanischen Englisch von Juliane Zaubitzer. Hamburg: Mare 2026. 366 S., 25 €

ANZEIGE

**SCHÖN,
KLUG,
UNWIDERSTEHLICH**

organisiert
von der

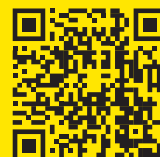


Kurt Wolff Stiftung
zur Förderung einer vielfältigen
Verlags- und Literaturszene

**Leseinsel
der unabhängigen
Verlage**

**5 Tage
61 Lesungen**

Das komplette
Programm
finden Sie hier



**Frankfurter Buchmesse 2026
Halle 3.0/C69**



Kotzen, bis dich die Nasa holt

Angelina Maccarones Debüt spielt souverän mit Formen und Klischees

Man darf sich schon fragen, warum Sie mit Ihrem Namen keine Pizzeria aufmachen«, wird Giuseppina Rigatoni scherzhaft vom obersten Filmförderungs-mann gefragt, während sie ihren Filmstoff vorstellt, eine lesbische Lovestory mit Happy End. Extra für die Kom-mission hat sie etwas Schmalz eingerührt, à la Komödie als subversive Form für eine Coming-out-Geschichte. Einmal kurz an den Nudeln genagt und schon sind wir inmitten einer turbulenten Geschichte um eine deut-sche Regisseurin mit Migrationshintergrund in den bes-ten Jahren. Sie möchte mal wieder einen Film drehen, als ihr Vater in einem süditalienischen Kaff stirbt. Lei-der kann sie kein Italienisch, doch das interessiert die italienische Bürokratie nicht. Gott sei Dank hat sie ihre Geliebte Anouk um sich, auch wenn diese in letzter Zeit recht verdächtig um eine Melanie herumschnurrt.

Vor dem Roman schenkte Maccarone der Welt die Co-ming-out-Komödie »Kommt Maus raus?!« und schrieb unter anderem ein paar Tatorte. Im locker-flockigen Erzählton fächert sie in ihrem Debütroman das etwas aus den Fugen geratene Leben ihrer Heldin vor uns auf. Souverän spielt sie mit Italienklischees und gibt der Deutschen Filmförderung manch kräftige Watschen. »Die Filmfunktionär*innen lotsen uns Kreative auf die Lichter eines Kreuzfahrtschiffes zu, wo sie gleich an Bord gehen werden, gerade noch rechtzeitig, um nicht mit uns anderen im löchrigen Schlauchboot unterzuge-hen.« Weit oben auf der Agenda steht die Frage: Wa-rum lohnt es sich zu leben? Um als Nichtkotzende As-tronautin zu werden? Überprüfen Sie es in Maccarones herzscherziger Schnurre! FRANK WILLMANN

■ Angelina Maccarone: Wer nicht kotzen muss, wird Astronaut*in. Berlin: Verbrecher 2026. 255 S., 25 €

Die Baustelle des Lebens

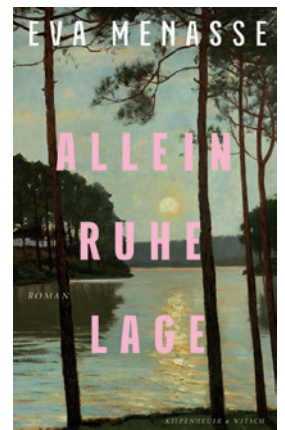
Eva Menasse verbindet Beobachtungen eines Brandenburger Dorfes mit einer Geschichte vom Loslassen

Ein altes Haus im märkischen Vogelsang wird für Eva Menasses Erzählerin zum Ausgangspunkt einer unerwarteten Lebensbilanz. Nach dem Scheitern ihrer Ehe übernimmt eine Wiener Schriftstellerin das Wochenendhaus, eine ehemalige Camping-gaststätte im Landschaftsschutzgebiet, deren Sanierung bald mehr Fragen aufwirft, als dass sie praktische Lösungen bietet. Was als Versuch beginnt, das Ge-bäude herzurichten und anschließend zu verkaufen, entwickelt sich zu einer Auseinandersetzung mit Herkunft, Erinnerung und dem, was Menschen an Orten festhält. Erzählt wird der Roman als Monolog an das Haus. Der Bau wird zum stummen Gegen-über, zum Zeugen und gelegentlich auch zum Sün-denbock. Auf der Baustelle entfaltet sich die eigentli-che Dynamik der Geschichte. Die unerschütterliche Handwerkerin Alla übernimmt mit Pragmatismus und trockenem Humor das Regiment, während ihr Mann Bolek und der Nachbar Paul Woitek, ein ehe-

maliger DDR-Kader, weitere Perspektiven auf den Ort und seine Vergangenheit eröffnen.

Menasses Erzählerin betrachtet diese Welt mit einer besonderen Distanz. Als Wienerin in Berlin und als Zugezogene in Brandenburg ist sie zugleich Beobachterin und Beteiligte. Dieser doppelte Blick ermöglicht ihr eine genaue, soziologisch geschulte Wahrnehmung der Nachwendelandschaft mit ihren Brüchen, unausgesprochenen Regeln und unter-schiedlichen Erinnerungskulturen. Dabei vermeidet der Roman sowohl eine westdeutsche Sicht als auch nostalgische Verklärung. Menasse zeigt im Roman ihr großes Gespür für die Spuren, die Geschichte im All-tag hinterlässt, und richtet den Blick auf die kleinen Verschiebungen des Lebens. Mit hinter sinnigem Hu-mor und genauer Gesellschaftsbeobachtung erzählt »Alleinruhelage« vom Reparieren von Gebäuden und den eigenen Lebensentwürfen. MANJA REINHARDT

■ Eva Menasse: Alleinruhelage. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2026. 224 S., 23 €



Paradies ohne Happy End

»Verteidigung eines Gartens« ist eine Sympathiebekundung mit den Randständigen

Zwischen den Kleingärtner und sein selbst geschaf-fenes Paradies hat der Gesetzgeber die Kleingar-tenverordnung gestellt. Wie Adam und Eva ist es dem Kleingärtner nicht erlaubt, im Paradies zu leben, er darf sich dort nur zum Arbeiten und Erholen aufhal-ten. Über die Einhaltung dieser Regel wacht der Vor-stand oder, im Österreichischen, der Obmann – sonst brähe ja Anarchie aus.

So wie in Christina Walkers Roman »Verteidigung eines Gartens«: In einer Gartenanlage am Rande einer größeren Stadt, die nicht genauer zu verorten ist, lan-den vereinzelt Menschen an, die sich ihre neue Wohn-situation nicht ausgesucht haben. Marianne hat ihren Mann verloren und mit ihm ihr ganzes bisheriges Le-ben, mit Ausnahme des Gartens. Didis Mutter lässt sich immer wieder mit gewalttätigen Männern ein, vor de-nen die kluge und zähe Sechzehnjährige Unterschlupf in der Datsche sucht. Richard hat schon lange keine

Wohnung mehr, seinen Lebensunterhalt verdient er mit alten Büchern und frischen Fischen. Das mitunter gesetzlose Treiben dieser drei wird argwöhnisch vom Obmann Herr Gregor verfolgt. Der hat seine eigenen Sorgen, denn die Stadt plant, die Anlage zu räumen.

Während die drei Randständigen versuchen, trotz widriger Bedingungen Freiheit und Würde zu bewah-ren, sind sie weiter mit den Stadtbewohnern verbun-den. Heikel ist dieses Leben auf dem schmalen Grat zwischen letztem Vorposten der Zivilisation und ge-sellschaftlichem Absturz. Die österreichische Autorin Christina Walker beschreibt es mit lakonischem Ton-fall und viel Sympathie. Das Leben im Gartenhaus ist in ihrem Roman kein Idyll, sondern ein Notbehelf, der manchmal ungeahnten und umso wertvolleren Zusammenhalt schafft. Sozialromantik mit Happy End verweigert Walker sich und ihren Figuren den-noch konsequent. ANDREA KATHRIN KRAUS

■ Christina Walker: Verteidigung eines Gartens. Salzburg: Residenz 2026. 296 S., 26 €



Leben als Arbeit im Dazwischen

Matuskos »Jugo« ergründet einfühlsam und zärtlich das Leben eines Vaters



Jugo« schließt nahtlos an Ilija Matuskos Debüt »Verdunstung in der Randzone« an. In einer distanzverkleinernden Du-Perspektive spricht der Ich-Erzähler über Grenzen und Zeiten hinweg mit seinem Vater und lotet deren Beziehung zueinander verständlich aus: »Ich bin froh, dass du alles ganz anders machst als ich«, sagst du, »dann hast du wenigstens etwas von mir gelernt!« Ausgangspunkt des Du-Textes ist die Rückkehr des Vaters nach Kroatien. Der Text umfasst die Kindheit und Familiengeschichte des Sohnes und seiner bäuerlichen Vorfahren, das Arbeitsleben des Vaters, der sich in Deutschland zu einem tennisspielenden Gastwirt hochgearbeitet hat und in Kroatien im selbst gebauten Eigenheim mit dreisten Gästen

zu tun hat: »Sie möchten die Dinge finden, ohne sie zu suchen. Saubere Zimmer, leere Strände, bequeme Parkplätze, billige Supermärkte.« Die Kriegsgeschichte und der Nicht-Umgang mit ihr stecken ebenfalls im Text. Im Zentrum steht die Arbeit, auch Erinnerung als Arbeit. Immer gibt es viel Arbeit und wenig Geld: »Was zählt, ist nicht das, was erzählt wird, sondern was getan werden muss.« Des Vaters Leben verschwindet zwischen der Anpassung an deutsche Erwartungen und der verschärften Stimmung in den ex-jugoslawischen Ländern, als alles zerfällt, auch Familien. Das zwischen zwei Ländern erworbene Wissen – Bauen, Gärtnern, Herrichten, Kochen – wird in seinem Wert nicht erkannt, das Leben stets auf später verschoben. Was als Begehrt bleibt, ist die gelebte Form des Zusammenlebens, das Gesellige, das es einmal gab und also wieder geben kann. Das verbindende Gefühl, nie ganz angekommen zu sein, das Du auf der Landkarte, das Ich zwischen den Klassen. SUSE SCHRÖDER

■ Ilija Matusko: Jugo. Berlin: Suhrkamp 2026. 195 S., 24 €

»Manchmal stellen wir es uns vor, zum Spaß: wie wir zur Insel fahren, die Minen und Granaten aus den Büschen holen und damit alles in die Luft jagen.« – aus »Jugo«

Spiele, was ist, verstehen, was war

Florian Bissig würdigt den Jazz-Saxophonisten John Coltrane

Zum 100. Geburtstag John Coltranes statt einer Biografie einen Gedichtband zu schreiben, der Coltranes Leben entlang seiner Aufnahmen verfolgt, ist ebenso reizvoll wie voraussetzungsreich. Jazz in Worte zu fassen, stellt eine Herausforderung dar. Genaue Kenntnis von Coltranes Diskografie ist wiederum die Bedingung dafür, Florian Bissigs typografische Gestaltungsideen schätzen zu können.

Insbesondere die ersten Gedichte wirken angesichts ihrer musikalischen Vorlage immer wieder beliebig, auch wenn sie stellenweise ästhetischen Sog entfalten. Vielleicht dem jungen Coltrane gemäß, der sein Spiel sucht, drängt sich die Frage auf, ob Bissigs Idee wirklich besticht. Wer diese Frage offenzulassen vermag, begibt sich mit Bissigs Band in ein multimediales Spannungsfeld zwischen dem Empfinden und dem Verstehen von Coltranes Musik.

Klang und Rhythmus von Bissigs Worten *entsprechen* Coltranes Musik bisweilen. Umgekehrt *bildet* die Schrift die Struktur dieser Musik nach, wenn Bissig

typografische Spielräume andeutet – etwa zwischen mehrspaltiger Anordnung in der »Terzenzentrifuge« und Blocksatz in den »Klangflächen«. Vermitteln Bissigs Gedichte Coltranes Musik einerseits durch Nachahmung, ergänzen andererseits Beschreibungen der Musik ebenso wie Informationen zu Coltranes Biografie sowohl in den Gedichten selbst als auch in den Liner-Notes am Ende des Bands diese Vermittlung.

Mag einem ob Coltranes Meisterschaft mehr noch das Sehen als das Hören vergehen: In Bissigs Gedichten eröffnen Hören und Sehen ein komplexes Wechselspiel zwischen Empfinden und Verstehen. Vielleicht ist der Voraussetzungsreichtum, den Bissig schafft, die ehrlichste Einladung, wieder einmal Coltrane zu hören und seine Musik ebenso in ihrer Zeit wie darüber hinaus zu würdigen. FABIAN SCHWITTER

■ Florian Bissig: Spiele, was ist. Gedichte zu Coltrane. Biel: Die Brotsuppe 2026. 116 S., 24 €



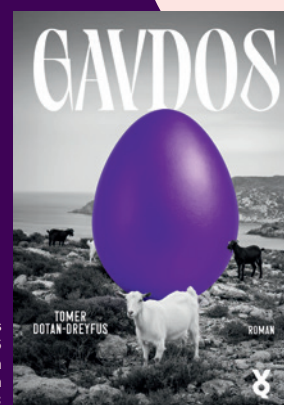
ANZEIGE



Lässt sich Sterblichkeit überwinden und wollen wir wirklich ewig leben?

Nach dem **Erfolg** von »Birobidschan«:
Der zweite **Roman** von **Tomer Dotan-Dreyfus**.
Über eine Kommune auf der griechischen Insel
Gavdos und die Frage nach
Unsterblichkeit.

Tomer Dotan-Dreyfus
GAVDOS
Roman
168 Seiten
24€



Unsicherheit

Kerstin Preiwuß zeichnet in »Wir alle« eine Gesellschaft kurz vor dem Kipppunkt – oder doch mittendrin



In ihrem zuletzt erschienenen Essayband »Heute ist mitten in der Nacht« sezierte Kerstin Preiwuß die Angst. Die in Leipzig lebende Lyrikerin, Essayistin und Romanautorin legte damit eine lyrisch-essayistische Dokumentation privater und kollektiver Krisen vor. Das »wir alle« aus diesem Band steht nun im Titel ihres aktuellen Romans, den man als eine Fortsetzung lesen kann, eine Weitererzählung mit anderen Mitteln. Hier treffen vier Figuren aufeinander: Sonja, eine Pfandleiherin, der Häuptling, der nach dem Ruhestand immer weitermachen muss, der Stichling, der in seiner Laube wohnt und nach Glück sucht, und Vivien, eine junge überforderte Frau. Sie alle wohnen in einer ostdeutschen Stadt, in der man unschwer Leipzig erkennt, in einer Stadt, in der sich alles zusammenzubrauen, auf eine unklare und gleichzeitig unausweichliche Kulmination zuzulaufen scheint.

In vier Teile gegliedert zeichnet Preiwuß bildreich eine sich immer mehr verdichtende Atmosphäre der Unsicherheit in einer auseinanderdriftenden Gesellschaft, einer aus den Fugen geratenen Welt, liefert eine lyrische Zeitdiagnose des entrückten »langen Jetzt«. In rasantem Tempo und in sehr kurzen Sätzen, die an manchen Stellen zu einer Art Litaniegesang oder Beschwörung übergehen, vermittelt der Text fast körperlich die bedrückende Stimmung von Verunsicherung, Vereinzelung und Vereinsamung. Voller Metaphern und Anspielungen wird unter anderem auch in der Erde gebuddelt, die in ihren Schichten die vergangenen Grausamkeiten und Kriege offenbart, die schon immer ein Business waren und sich hier mit den aktuellen Krisen zu einem gefährlichen Brandsatz mischen. Aber vielleicht gibt es dennoch Hoffnung auf eine andere Gemeinschaft, wenn man sich – auch notgedrungen – aufeinander einlässt, sich gegenseitig zuhört und erzählt? MARTINA LISA

■ Kerstin Preiwuß: Wir alle. München: Berlin-Verlag 2026. 240 S., 25 €

Piste des Lebens

Vikram Seth schickt John und Jane durch das Kalifornien der Achtziger – in Versen

Fucking weird, was ist das denn? Sind sie bei Weissbooks irre? Ein Versroman auf 320 Seiten? Dachte ich kurz, um nach drei Zeilen für Stunden im genialen Versepos von Meister Seth zu versinken – vierzig Jahre nach Ersterscheinen nun auf Deutsch. Ein Roman in Versen erfordert Geduld und Leselust, die Strophen von Vikram Seth würden sich einsam fühlen ohne euch! Also ab auf die Lesecouch und rein in Johns und Janes Alltag, der gelegentlich durch die Eigenart von Janes Katze durcheinandergebracht wird. Neben weiteren Tieren spielt ein Sanddollar eine tragende Rolle in dieser illustren Geschichte um der Menschen Freud und Leid. Die Liebenden haben es schwer, an jeder Ecke lauert Hader, um ihre Bindung zu prüfen. Der Bösewicht Zweifel nagt unentwegt. Wenn Puccini läuft, findet sich schnell jemand, der unbedingt Rossini hören will. Der Nächste möchte die drei Tenöre,

indes am Nebentisch brüllend der Nahostkonflikt thematisiert wird. Sind sich John und Jane in Sachen Nahost einig? Jein bis Nein. »Die Zeit vergeht, und Drosseln singen / Auf Birkenzweigen. Wie ein Flaum / Erscheint die Sonne. Blaue Schwingen / Des Hähers auf dem Pfefferbaum.«

Ihre Beziehung ist schweren Hagelschauern ausgesetzt. Bevor die Hutschnur platzt, hilft höchstwahrscheinlich eine kleine Spritztour über die Golden Gate Bridge. Ach schnöde Welt, die du triffst vor Gift. Oder besser Nachbarin Claire besuchen, die immer so schön vor Friedensbewegtheit glüht? Was tut man nicht alles, um das Feuer der Liebe lodern zu lassen. Lasst euch ein auf diese genialen Verse, und höchstes Leseglück ist euer Lohn! FRANK WILLMANN

■ Vikram Seth: Golden Gate. Aus dem Englischen von Christophe Fricker. Berlin: Weissbooks 2026. 320 S., 26 €



»Ich wünschte mir dreißig Quadratmeter große Hände.«
– aus »Junk«

Aufzeichnungen aus dem Kellerloch

Ilona Hartmann erzählt wenig aufgeräumt vom Aufräumen

Was tun mit dem Schutzwall an Dingen, wenn das Leben ins Wanken gerät? Als die Protagonistin von Ilona Hartmanns neuem Roman »Junk« einen Arzttermin erhält, der möglicherweise eine lebensbedrohliche Diagnose bedeutet, begibt sie sich in den Keller, genauer in das vollgerümpelte, vollgestellte Kellerabteil, in dem sie über die Jahre alles abgeladen hat, was in ihrer aufgeräumten Wohnung keinen Platz mehr fand. Eine Woche vergräbt sie sich dort und in ihren Erinnerungen, richtet sich sogar häuslich ein – und versucht, Raum zu schaffen, im Äußeren wie im Inneren. Denn die Dinge, die sie in den Kisten findet, sind nicht nur Sachen, die es loszuwerden gilt, sie tragen auch Erinnerungen: an ihre Kindheit, die auf Ordnung bedachten Eltern, das Verhältnis zur zum Minimalismus neigenden jüngeren Schwester. Hartmann beschreibt bildhaft das Chaos in und um ihre Figur. Die bleibt dabei seltsam distanziert, ihre Geschichte und

persönliche Entwicklung wirkt ebenso wie die der Nebenfiguren sprunghaft und teils unglaublich, etwa wenn eine Trödeladen-Besitzerin plötzlich ohne größere Kommunikation zur engsten Seelentrösterin wird. Auch dass gerade das Wieder-Zusammenkommen der Eltern nach einer vorübergehenden Trennung mit ursächlich sein soll für den Kaufrausch der Tochter, wirkt unverständlich, und diese gibt selbst zu, nicht zu wissen, warum sie zu Hause nie das Gefühl von »festem Boden unter den Füßen«, sondern stattdessen bloß den Eindruck »einer dünnen Schicht Milchkaut« hatte. Das ist schade und man wünscht sich, Hartmann hätte ihren Leserinnen und Lesern gegenüber weniger behauptet und mehr gezeigt und dabei ihrer Sprachkunst vertraut – denn da findet sich so manches Satzjuwel im Chaos. EVA BURMEISTER

■ Ilona Hartmann: Junk. Berlin: Park x Ullstein 2026. 192 S., 22 €

Küsse für den Weltfrieden

Eva Kraneburg rückt dem DDR-Volksaufstand 1953 auf die Pelle

Die DDR ist noch keine vier Jahre alt, als sich im Jahr 1953 dramatische Ereignisse im Land abspielen. Der Arbeiteraufstand, ausgelöst durch einige harte Maßnahmen des SED-Regimes, bringt viele auf die Straße. Besonders in der Gegend um Halle gingen fast 100.000 Menschen wütend demonstrieren. In diesem Klima lässt Eva Kraneburg ihren Roman schier explodieren. Tilla begibt sich in Halle auf die Suche nach ihrer plötzlich verschwundenen Freundin Rena und erlebt einige irritierende Überraschungen. Renas angebliche Wohnadresse ist ein ausgebombtes Haus, Renas vermeintliche Mutter weiß nichts von einer Tochter. Tilla wohnt mit ihrem Vater in einer fremden Wohnung voller Bücher, die vormals in die BRD geflüchteten Hallensern gehörte. In des die Ereignisse sich verdichten, erwächst zwischen Tilla und Roman das zarte Band der Liebe.

»Die Genossen von der Betriebsparteiorganisation werden schon wissen, was sie tun. Mach dir keine Sorgen.« – Tilla glaubte anfangs an die Politik der Staatsführung, gerät jedoch umso mehr in Zweifel, je mehr sie

über die Missstände im Land erfährt. Als beim versuchten Sturm auf die Strafanstalt Roter Ochse erste Tote zu beklagen sind und die SED-Diktatur mit Hilfe der Sowjetarmee zurückschlägt, muss Tilla komplizierte Entscheidungen treffen.

Eva Kraneburg stammt aus Halle, einige Menschen aus ihrer Familie waren am Aufstand beteiligt. Sie hat viel in diesem Umfeld recherchiert und vertraut in ihrem atmosphärisch dichten Roman auch auf deren Erlebnisse. Ein wunderbares Buch, unbedingt lesen! FRANK WILLMANN

■ Eva Kraneburg: Falls jemand fragt, wer wir waren. Berlin: Hanserblau 2026. 288 S., 22 €



»Wir küssen wie der Weltfrieden, wie der Sieg der sozialistischen Idee und dann noch wie die vollendete klassenlose Gesellschaft.«

– aus »Falls jemand fragt, wer wir waren«

Alles andere als nüchtern

Wiebke Lorenz weiß, wovon sie spricht

Eine filmreife Entführung zwingt die Schauspielerin Nora nach drei Jahren in einen Rückfall in den Alkoholismus, und dieser hat es in sich: Ihre Karriere und das Sorgerecht für ihre Kinder stehen auf dem Spiel. Also setzt sie alles daran, so schnell wie möglich wieder trocken zu werden. Die Fallstricke sind zahlreich, Nora kennt sie alle zur Genüge – und stolpert dennoch.

Wiebke Lorenz gelingt es eindrücklich, die Alkoholkrankheit ihrer Hauptfigur auf eine Weise zu zeichnen, die denen, die nicht suchtkrank sind, Verständnis für Alkoholiker vermittelt. Es sind starke Worte und Bilder, die lange nachhallen, wohl

nicht zuletzt deswegen, weil Lorenz selbst alkoholkrank ist und mit den Worten und Bildern lebt. Der Umgang mit dem Hauptthema des Romans ist seine größte Stärke.

Der Schreibstil hingegen überzeugt nicht vollends. Insbesondere die Dialoge wirken oft etwas gestelzt und unnatürlich. Während Nora in ihrer inneren Gedankenwelt, die sich zum großen Teil um Alkohol dreht, zutiefst menschlich wirkt, ist sie in ihrer Interaktion mit der Außenwelt wenig greifbar. Was gesagt wird, klingt häufig aufgesetzt. Oder wie es ein Charakter im Buch so treffend beschreibt: »Und weil du Sachen sagst, die in Drehbüchern besser klingen, als sie es im echten Leben tun.« Nur dass sie in Romanen eben leider auch nicht gut klingen. Die Handlung erweckt zwar zum Teil den Eindruck, Mittel zum Zweck zu sein, schafft es aber dennoch, eine gewisse Spannung zu erzeugen, die neugierig auf die Auflösung macht. Trotz der Schwächen schafft der Roman, was er sich vorgenommen hat: Suchtkranke können sich verstanden fühlen und alle anderen können verstehen.

JOSEFINE TAUBERT

■ Wiebke Lorenz: Voll im falschen Film. Bielefeld: Pendragon 2026. 360 S., 22 €



© Fondation Jan Michalski, Tonatuh Ambrosetti



»Club der Verschwenderinnen ist zart und politisch, leise und radikal. Ein Roman für alle, die sich nach einem Leben jenseits kapitalistischer Verwertungslogiken sehnen.«

Julia Wolf



Gebunden • € 22,00 • ISBN 978-3-96054-502-6

ANZEIGE



»Lesen war schöner
als Leben, was bei
unserem Leben kein
Kunststück war.«

– aus »Die Seine fließt ins Schwarze Meer«

Geschichten, die das Leben schreibt

Boris Schumatsky verwebt die Pariser Literaturszene mit russischer Geschichte und Gegenwart

Der Roman ist eine Art Autobiografie von Boris, der in Moskau den Erlebnisberichten seiner Tante Natalia aus ihrer Zeit in den Sechzigern in Paris zuhört. Dies geschieht vor dem Hintergrund der russischen Geschichte bis in die Gegenwart: »Gestern haben ukrainische Drohnen erneut Moskau erreicht.« In Paris arbeitete Natalia als Concierge in einem Hotel und unterhielt zu vielen ihrer Gäste freundschaftliche Beziehungen; sie las deren Post. Im Zentrum ihrer Erzählung stehen Dichter und Künstler, unter anderen Paul Celan, Ingeborg Bachmann, Heinrich Böll und Günter Grass. Auch Celans jüdische Herkunft aus der Ukraine ist zentrales Thema, insbesondere da Boris selbst einen jüdischen Vater hat. Komplexe Verwicklungen, Missverständnisse und die persönliche Erinnerungskultur zeigen, dass es die absolute Wahrheit nicht geben kann, sondern nur, was Celan die »eigene Wahrheit« nennt.

Zu Boris' Problemen mit seiner eigenen jüdischen Geschichte kommen seine Ängste vor der allgegenwärtigen Gewalt in der russischen Gesellschaft, insbesondere als seine Einziehung zum Militärdienst droht. »Ich habe die Sprache dieses Krieges gelernt.« Als Zeitzeuge, inzwischen in Berlin lebend und schreibend, beobachtet er die politischen Entwicklungen im Moskau und Russland seiner Zeit bis in die aktuelle Gegenwart und setzt sie in Bezug zu den Erzählungen seiner Tante: »Bald kam der 24. Februar, dann der 7. Oktober.«

Die Erzähltechnik ist komplex, die aktuellen Ereignisse werden in schneller Folge aus verschiedenen Blickwinkeln geschildert: »Ich schreibe Natalias Erinnerungen hier auf und denke dabei an Gaza.« Ein Roman, der volle Konzentration verlangt, aber auch fasziniert und dank der Sprache ein Lesegenuss ist.

JOACHIM SCHWEND

■ Boris Schumatsky: Die Seine fließt ins Schwarze Meer. Salzburg: Residenz 2026. 417 S., 29 €

Frauen, die vom Krieg erzählen

Die ugandisch-kanadische Autorin Otoniya Juliane Okot Bitek schildert poetisch das Unfassbare

Als »die weltweit größte vergessene, vernachlässigte humanitäre Krise der heutigen Welt« bezeichnete 2003 der damalige UN-Nothilfekoordinator Jan Egeland den Nord-Uganda-Krieg. Und ja, hierzulande weiß man wenig über den brutalen Bürgerkrieg zwischen der Lord's Resistance Army (LRA) und der ugandischen Armee, der knapp zwanzig Jahre dauerte (1987–2006) und zu den längsten gewaltsamen Konflikten Afrikas zählt. Es wurden nicht nur zehntausende Zivilisten getötet, sondern laut Schätzungen von Unicef auch circa 35.000 bis 66.000 Kinder und Jugendliche von der LRA entführt, als Soldaten zwangsrekrutiert und sexuell versklavt.

Von ihnen erzählt das Buch »Der einzige Stern am Himmel« der ugandisch-kanadischen Schriftstellerin, Lyrikerin und Wissenschaftlerin Otoniya Juliane Okot Bitek. Sie lässt darin mehrere Frauen zu Wort kommen, und man kann beim Lesen kaum fassen, was sie alles durchmachen mussten. Wie sie aus einem

Internat entführt wurden, wie sie an der Waffe trainiert wurden, wie sie bei Mord und Folter zuschauen mussten, wie sie selbst morden sollten, wie sie älteren Männern zugeführt wurden, wie sie schwanger wurden, wie sie einige der Kinder wieder verloren. Und wie sie nach all diesen Erfahrungen wieder versuchen, ein normales, ein neues Leben zu führen.

Nicht nur wegen des krassen Inhalts ist das ein ungewöhnliches Buch, sondern auch wegen des Stils. Okot Bitek schreibt in der Tradition des afrikanischen Oral Storytellings, es klingt also so, als würden die Frauen es uns direkt erzählen – und zwar ganz undramatisch, manchmal gar poetisch, wenn sie sich auch auf Fabeln und Sagen ihrer Kultur beziehen und sie mit dem selbst Erlebtem verbinden. Ein eindringliches, kraftvolles Buch, das gegen das Vergessen hilft. JULIANE STREICH

■ Otoniya Juliane Okot Bitek: Der einzige Stern am Himmel. Aus dem Englischen von Anette Grube. Leipzig: Orlanda 2026. 200 S., 23 €



Weniger ist nicht immer mehr

Sibylle Ruge erzählt prägnant, klug, aber zum Teil emotionslos

In »Schwarzes Wasser«, Sibylle Ruges drittem Roman, sind auf wenigen Seiten verschiedenste Genres vereint: Der bei einer Erkundungstour in den Everglades verschwundene Genforscher Johann Voss sorgt für den Thriller. Das Verhältnis zu seiner Frau und seinem Sohn bringt ein Familiendrama mit sich, und wie er mit seiner ehemaligen Mitarbeiterin Nicky Schneider umgeht, hat die Anmutung eines Workplace-Dramas. Hinzu kommen Gentechnik, Giftschlangen und Alligatoren sowie ein Hauch von politischen Ambitionen.

Für gerade einmal 216 Seiten hat sich Ruge viel vorgenommen, schafft aber auch viel: Insbesondere die Erzählstruktur und die Sprache laden ein und regen zum Mitdenken, manchmal auch zum kurzen Zurückblättern an. Der begrenzte Platz ist hauptsächlich gefüllt von Handlung, die manchmal detailreich erzählt wird, an anderen Stellen jedoch beinahe vor-

beirast. Einige Figuren bleiben blass, bei anderen – wie beispielsweise Johann Voss – ist jeder Pinselstrich so gesetzt, dass er trotz seines Verschwindens wie ein Schatten über allem verweilt. Es dürfte präzise Absicht der Autorin sein, die von ihr erdachte Geschichte genauso zu erzählen: Manche Figur zu dünn und somit offen für Interpretation, manche Handlung wie im Rausch erzählt, mit Augenmerk auf die wirklich wichtigen Dinge, die gesagt werden wollen.

Das Ergebnis ist ein klug geschriebener Roman, dessen Ziel es ist, auf etwas aufmerksam zu machen, etwas zu behandeln und es auch auf den Punkt zu bringen. All das schafft »Schwarzes Wasser« zweifellos. Was auf der Strecke bleibt, ist das (Mit-)Gefühl beim Lesen für die Figuren. Bei 216 Seiten bleibt kaum Zeit, sie kennenzulernen. JOSEFINE TAUBERT

■ Sibylle Ruge: Schwarzes Wasser. Wien: Septime 2026. 216 S., 25 €

Wie es gewesen sein könnte

Pauline Hatschers »Über vier Leben« ist literarische Biografiearbeit

Vier Frauen sind es, deren Schicksal miteinander verbunden ist: Urgroßmutter Hannchen, Großmutter Lisa, Mutter Sabine und schließlich Mirabell, Mitte zwanzig – der vorläufige Endpunkt dieser Ahninnenreihe. Sie ist es, die aus dem vererbten Unglück ausbrechen und wissen will, warum sie keine Freundschaften und Liebesbeziehungen eingehen kann.

Mirabell geht zur Therapie – und sie recherchiert über die Frauen in ihrer Familie. Da ist Hannchen, die in den frühen dreißiger Jahren ein uneheliches Kind bekommt und verschwindet. Dieses Kind ist Lisa, die sich selbst Mutter geworden, 1969 umbringt. Lisas Tochter, Sabine, geht in den Neunzigern eine lieblose Ehe mit einem Mann ein, der sie und Mirabell psychisch tyrannisiert.

»Über vier Leben« flicht seinen Erzählstrang aus vier Generationen zusammen. Die Geschichten von Hannchen, Lisa und Sabine werden abwechselnd eingeblendet; Szenen ihres Lebens in Situationen des Umbruchs: sich verlieben, vergewaltigt werden, schwanger sein, ein Kind haben. In der Ge-

genwart ringt Mirabell mit den Fragmenten, die sie sicher weiß, und den riesigen Leerstellen: »Aber vielleicht geht es nicht um eine Wahrheit im Sinne von Tatsachen, sondern um eine Wahrheit im Sinne eines Empfindens.«

Das Romandebüt der Leipziger Autorin Pauline Hatscher bewegt sich feinfühlig tastend, suchend, zweifelnd umher auf dem unsicheren Terrain zwischen Fakten, Erinnerungen und Fiktion. Ihre Protagonistin spürt, dass es fiktive Konstruktionen fürs Leben braucht – im erzählerischen Nichts kann man nicht existieren, bleibt alles ohne festen Grund: »Und vielleicht lebe ich lieber in einer Lüge, die Sinn ergibt, als in einer Wirklichkeit, die keinen hat.« Am Ende steht eine Erzählung darüber, wie es gewesen sein könnte. Und für Mirabell fängt etwas an, vielleicht. ANDREA KATHRIN KRAUS

■ Pauline Hatscher: Über vier Leben. Köln: Eichborn 2026. 352 S., 24 €



Feminismus mit dem (Richter-)Hammer

»Inter Alia« von Suzie Miller hat eine wichtige Aussage, aber betont das zu sehr

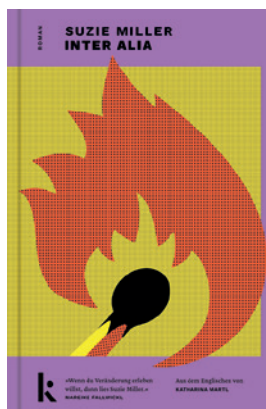
Die Grundstruktur des Romans ist überzeugend, die Figuren – und vor allem ihre zwischenmenschlichen Verhältnisse – sind packend: Eine feministische Richterin, Jessica Parks, kämpft auf ihrer Arbeit ebenso wie im eigenen Haushalt gegen die Privilegien von Männern in der Gesellschaft. Während ihr Amt es ihr erlaubt, überhebliche Anwälte zurechtzuweisen, strauchelt sie zu Hause immer wieder dabei, sich gegenüber ihrem Ehemann Michael (ebenfalls erfolgreicher Jurist) durchzusetzen. Dieser würde sich selbst auch als Feminist bezeichnen, die Care-Arbeit liegt dann aber doch immer wieder bei Jessica. Zu oft hat sie in Diskussionen eingelenkt, um den Haussegen zu bewahren. Erschwerend hinzu kommt ihr von Mobbing geplagter Sohn Harry, der gerade

18 geworden ist und erhebliche Zweifel daran weckt, ob die feministische Erziehung bei ihm Erfolg gezeigt hat. Dies wird an Vorwürfen gegen ihn deutlich, nachdem er auf einer Party Sex mit einer jungen Frau hatte.

Die Gewissensbisse der Protagonistin, die mit den alltäglichen feministischen Kämpfen einhergehen, sind überzeugend dargestellt. Leider nur etwas zu ausführlich. Auf den 300 Seiten des Romans betont die Ich-Erzählerin zwar immer wieder, dass sie Feministin ist, zeigt es dafür aber nicht entsprechend deutlich. Die Konfliktthemen mit ihrem Mann und die Sorgen um ihren Sohn werden mehrmals wiederholt, ein wenig wie bei Netflix-Serien, die sichergehen wollen, dass die Leute trotz Second-Screen wissen, worum es geht. Dadurch verliert der Roman immer wieder an Fahrt, bevor die Handlung nach 200 Seiten so richtig beginnt. Es lohnt sich durchaus, dranzubleiben – und ob dieser Wink mit dem gesamten Zaun bei so einem Thema sein muss, sei dem Urteil jedes und jeder Einzelnen selbst überlassen.

JOACHIM KERN

■ Suzie Miller: Inter Alia. Aus dem Englischen von Katharina Martl und Anne Flückiger. München: KJona 2026. 304 S., 25 €



Angelina Maccarone WER NICHT KOTZEN MUSS, WIRD ASTRONAUT*IN

Roman

Hardcover, 256 Seiten, 25 €
ISBN 978-3-95732-655-3

Giuseppina Rigatoni unterrichtet an der Filmuniversität und will endlich selbst wieder einen Kinofilm drehen. Das damit einhergehende Umgarnen von Funktionär*innen löst zunehmend Widerstände in ihr aus. Nichtsdestotrotz lächelt sie auf Filmpartys gegen ihren inneren Impostor-Chor an. Der Tod ihres Vaters, der als ein so genannter Gastarbeiter nach Deutschland gekommen war, konfrontiert sie nach Jahren mit ihrer Familiengeschichte. Zum Glück ist Anouk an ihrer Seite. Nur warum trifft Anouk sich ständig mit dieser Melanie?



Manja Präkels RADIO RAUSCHEN IM STERNENPARK

Hardcover, mit Fotografien der Autorin, 188 Seiten, 22 €
ISBN 978-3-95732-658-4

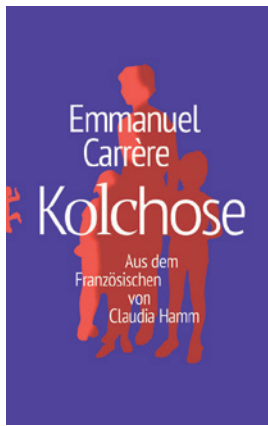
Mimi Schulz, die Protagonistin aus Präkels' Roman »Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß«, ist immer dabei. Als Geist begleitet sie ihre Autorin auf Lesereisen in ostdeutsche Kleinstädte, nach Griechenland, Italien und ins ferne Minnesota. Andere bleiben zurück. Rani, Arash und Sohra etwa, die nach den Schulferien einfach weg sind. Und dann ist da noch Ingo, ohne dessen gewaltsamen Tod es Mimi Schulz vielleicht nie gegeben hätte. Manja Präkels erzählt von Menschen, die Figuren wurden, und Figuren, die man nicht mehr loswird.

In jeder guten
Buchhandlung!



VERBRECHER VERLAG.DE

VERBRECHER VERLAG



Ein europäisches Abenteuer

Emmanuel Carrère legt mit »Kolchose« den Roman seiner Familie vor

In Frankreich als sein bisher aufrichtigstes Buch schwer abgefeiert, erscheint jetzt im Herbst Emmanuel Carrères »Kolchose« auf Deutsch – uns Buchultras zum höchsten Vergnügen. Er erzählt in diesem epochalen Werk nicht weniger als die Geschichte seiner Eltern. Für Carrère-Verhältnisse geht er geradezu liebevoll und sensibel vor, daran muss sich der mit dem Holzhammer geschulte Carrère-Fan abfinden, hier beißt die Maus jeden Faden achtsam ab. Seine beiden Eltern starben 2023 kurz hintereinander. Das Buch beginnt mit dem Tod der Mutter Helene, sie war die Vorsitzende der Académie française und die wichtigste Sowjetunion- und Russlandhistorikerin Frankreichs. Besonders die Schilderungen der letzten Momente im Leben der Mutter sind sehr intensiv. Spätestens hier

saugt uns »Kolchose« förmlich ein, um uns erst auf der letzten Seite wieder freizugeben, erschöpft und glücklich. Zwischendurch erleben wir irre lustige und furchtbar tragische Episoden, Gevatter Tod ist ein unbeirrter Begleiter, die Hand immer in der Nähe der Sense.

»Kolchose« stürzt uns kopfüber ins Familienarchiv, es ist ein faszinierendes Weltbuch, die komplexe Geschichte der Familie erstreckt sich über ein Jahrhundert. Geschickt montiert Carrère aktuelle und vergangene Ereignisse in Moskau, der Ukraine, Georgien und Frankreich zusammen. Ein Schicksalsmemorandum über das Exil und schreckliche Großereignisse in Russlands Einflussgebiet. Ein brillantes Werk, das uns hilft, das heutige Verhältnis zwischen Russland und der Ukraine besser verstehen zu können. Aufrichtig und ehrlich bis zur Erschöpfung, das Ereignis des literarischen Herbstes. FRANK WILLMANN

■ Emmanuel Carrère: Kolchose. Aus dem Französischen von Claudia Hamm. Berlin: Matthes & Seitz 2026. 512 S., 28 €

Ein Königreich für Sachsen

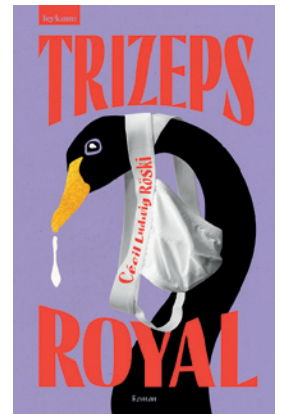
»Trizeps Royal« ist eine moderne Adelsgeschichte

Dedo ist jung, trans und König von Sachsen. Anstatt seinen repräsentativen Aufgaben nachzukommen, flüchtet er sich lieber in das königliche Fitnessstudio. Sein Ziel? Mehr Kraft, mehr Muskeln, weniger Liebeskummer. Sein Königreich regiert er übers Handy, seine rechte Hand Richard hält ihm währenddessen den Rücken frei. Doch egal, wie viel Dedo trainiert, wie viele Grindr-Dates er hat, seinen Exfreund Marfa kann er einfach nicht vergessen. Als sich Dedo endlich wieder in die Öffentlichkeit traut, zieht ein Patzer bei einer Hengstgala nicht nur einen riesigen Medienrummel nach sich, sondern bringt auch Dedos Cousin Arno aufs Tableau, der seine Chance auf den Thron wittert. Auch der Rest der königlichen Familie ist sich einig: Arno ist der rechtmäßigere Thronerbe.

Cécil Ludwig Röski gelingt ein urkomischer Roman, der sich nicht nur den großen Themen von Geschlecht und Identität widmet. Neben der Frage, was

Männlichkeit eigentlich bedeutet, geht es auch um den Rechtsruck und die Frage, wie viel Autorität die Bürgerinnen und Bürger eines Landes wirklich wollen. Geschickt fädelt Röski politische Ereignisse wie den Tortenwurf des Jahres 2025 auf Christian Lindner in die Geschichte ein. Popkulturelle Verweise, Tweets und Social-Media-Kommentare machen den Roman hochgradig gegenwärtig. Doch am meisten überzeugt Röskis Charakterzeichnung. Zum Teil durch die Ich-Erzählhaltung motiviert, kommt man Dedo ganz nah. Man steht neben ihm am Latzug, fiebert mit ihm mit, als er seinen Exfreund anruft und gar nicht weiß, welche Reaktion am anderen Ende der Leitung er sich wünscht. Besonders gelungen ist die Verbindung zwischen Dedo und Richard, die aufzeigt, dass man sich Familie manchmal doch aussuchen kann. Eine große Lesefreude! LEONIE BROMMER

■ Cécil Ludwig Röski: Trizeps Royal. Graz/Wien: Leykam 2026. 224 S., 25,50 €



Sehnsucht nach Normalität

Luka Leben schreibt über Alltag im ständigen Ausnahmezustand

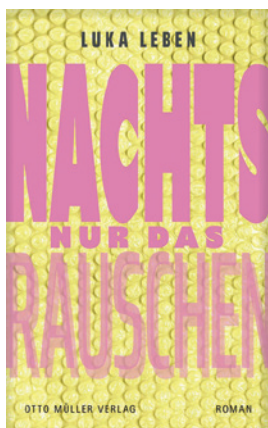
Wie findet man die gemeinsame Sprache mit einem Kind, das unsere gewohnten Kommunikationswege nur stolpernd und strachelnd nutzen kann? Und wie geht man mit der Hoffnung um, dass doch noch alles leichter werden könnte? In ihrem Roman »Nachts nur das Rauschen« erzählt die Salzburger Autorin Luka Leben von Resignation, Unverständnis, Verzweiflung, aber auch von Stärke, Kampfgeist und der Fähigkeit, zu lieben.

Jule und Elias sind Eltern eines sprachlich-motorisch eingeschränkten Kindes, das im Buch nur »das Kind« genannt wird, fast so, als wollte die Autorin dadurch der ihrem Text vorangestellten Widmung Nachdruck verleihen: »Für alle, die nicht so selten sind, wie sie glauben.« Zahlreiche Menschen, die Care-Arbeit für Angehörige leisten, werden wie Jule und Elias mit ihren Problemen alleingelassen. In der Gesellschaft kaum wahrgenommen, findet ihr angespanntes Leben meist in den schützenden eigenen vier Wänden oder in Therapiezentren statt. Von au-

ßen kommt wenig proaktive Unterstützung, am ehesten noch aus Online-Foren und Selbsthilfegruppen.

Die Autorin schildert in eindringlichem Tempo und mit schlichter Sprache die Bewältigungsstrategien und die tägliche Alarmbereitschaft von Jule und Elias. Dabei wechselt sie immer wieder die Perspektive zwischen Mutter und Vater. Dennoch legt sie den Schwerpunkt auf die Beziehung der Mutter zum Kind. Jule bleibt dem klassischen Rollenbild entsprechend nach der Geburt zu Hause und übernimmt den Großteil der Betreuung, sucht rastlos nach Diagnosen und Behandlungsmethoden. Ihre Überforderung wird viel intensiver geschildert als die Hilflosigkeit von Elias, der mit seiner pedantischen Art eher unnahbar und blass bleibt. Diese Einseitigkeit könnte man der Autorin etwas übelnehmen, auch wenn das Klischee vielleicht nach wie vor den Mustern unserer Gesellschaft entspricht. HANNA SCHNECK

■ Luka Leben: Nachts nur das Rauschen. Salzburg: Otto Müller 2026. 282 S., 26 €



Eine fremde Welt, die Heimat wird

Selim Özdoğan erzählt von einer kurdischen Familie in Köln

Merter Konak ist als Gastarbeiter mit seiner Frau und seinem Sohn aus der Türkei nach Köln gekommen. Mit der deutschen Sprache hat er sich gut arrangiert, er arbeitet als Vorarbeiter auf Baustellen. Seine Frau putzt in der Uniklinik. Marita, die Merter auf der Straße aufgelesen hat, kümmert sich um den kleinen Sohn Baran. Der ist in Deutschland geboren, sein Bruder Orkun in Anatolien. Orkun lebt bei seiner Großmutter Berfin und verbringt das erste Mal seine Schulferien in Köln. Die Brüder sind sich fremd. Bei einer Reise in Merters Heimatdorf lernt Baran seine Großmutter Berfin kennen.

Selim Özdoğan legt mit »Ihr kriegt uns hier nicht raus« einen ebenso originellen wie ungewöhnlichen Roman über eine Gastarbeiterfamilie in den Achtzigern vor. Dabei erfährt man die innersten Gefühle und Gedanken, über die die Hauptfiguren nicht sprechen. Merter ist im Gegensatz zu seinem Vater vom Ehrgeiz getrieben. Als er erfährt, dass in der Nähe ein Haus besetzt wird, überlegt er nicht lange: In einer Fünf-Zimmer-Wohnung hätte man mehr Platz und müsste vor allem keine Miete zahlen.

Er holt seine Mutter und den Sohn aus der Türkei nach Köln. Die ungewöhnliche Konstellation mit den Hausbesetzern funktioniert erstaunlich gut. Zwar prallen unterschiedliche Lebensansichten aufeinander, aber die aufrichtige Toleranz voreinander ist eine gelebte Tugend in dieser Gesellschaft im Mikrokosmos. Respektvoll gehen die jungen Frauen im Haus mit der türkischen Oma um, obwohl diese kein Deutsch versteht. Die Akzeptanz einer anderen Kultur ist selbstverständlich. Dabei werden die menschlichen Schwächen genauso geschildert wie die Stärken. Und manchmal braucht es gar keine Worte, um die Situation eines anderen Menschen zu verstehen.

NADJA NAUMANN

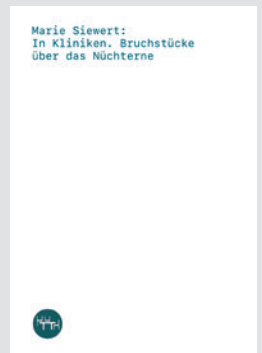
■ Selim Özdoğan: Ihr kriegt uns hier nicht raus. Berlin: Kanon 2026. 272 S., 25 €

»Egal wie schön es ist, der Schmerz wohnt immer nebenan.«

– aus »Ihr kriegt uns hier nicht raus«



Helene Imislund
Aller Dinge Kern
Neun Kurzgeschichten über die Mühe zwischen menschlicher Beziehungen
Aus dem Norwegischen übersetzt von Nora Pröfrock
Hardcover, 144 Seiten, 22 Euro
ISBN 978-3-945849-34-7



Marie Siewert
In Kliniken. Bruchstücke über das Nüchterne
Eine teilnehmende Beobachtung
Klappenbroschur, 194 Seiten, 14 Euro
ISBN 978-3-945849-31-6

Ganz normale, bewegte Leben

Über fünfzig Jahre hinweg erzählt Patrick Ryans »Buckeye« die Geschichte von zwei Familien im vom Krieg gezeichneten Amerika

Becky kann mit den Toten sprechen, Cal will in den Krieg ziehen, darf aber nicht, weil sein Bein zu kurz ist. Margaret möchte keine Mutter sein und Felix versucht zwanghaft, in eine Schablone zu passen, die nicht für ihn gemacht ist.

Die Kulisse von Patrick Ryans »Buckeye« ist das Amerika von Sonntagsanzügen und körnigen, schwarz-weißen Fernsehbildern, von Pearl Harbour und Wehrpflichtlotterien. Anhand des Alltags seiner Protagonistinnen und Protagonisten führt Ryan durch das Amerika des 20. Jahrhunderts. Im kriegsüberschatteten Mittleren Westen, Ohio, kreuzen sich ihre Wege und während Zufallsbegegnungen zu nicht mehr so zufälligen Treffen werden, Beziehungen entstehen und zerbrechen, ziehen die Jahrzehnte ins Land.

Dabei ist Ryans Buch kein Historienroman, keine Romanze und es erzählt von keiner Heldenreise. »Buckeye« ist eine Chronik von besonderen Momenten in normalen Leben, eine Geschichte über menschliche Beziehungen, das Leben miteinander und mit sich selbst. Ryan gelingt der Spagat zwischen dem Blick auf gesellschaftliche Themen und die individuellen Erfahrungen seiner Protagonistinnen und Protagonisten. Er erzählt manchmal lustig, oft bewegend und im-

mer wieder auch ein bisschen klischeehaft. Durch das langsame Erzähltempo entsteht ein Gefühl von Vertrautheit mit den Figuren. So entwickelt sich auf den späteren Seiten ein Sog, der im ersten Drittel, das sich bisweilen ein bisschen langatmig anfühlt, noch fehlt. Nach knapp 650 Seiten kann man das Buch mit dem Gefühl schließen, die Lebenserfahrung von nicht nur einer, sondern vier Personen gesammelt zu haben und so die eigene Perspektive ein wenig zu erweitern.

ANNIKA ZEGOWITZ

■ Patrick Ryan: Buckeye. Aus dem Englischen von Thomas Überhoff. Berlin: Park x Ullstein 2026. 648 S., 26 €



Marina Vinnik
Objekt-Orientiertes Bauhaus
Eine neue Perspektive auf das Erbe des Bauhauses
Dt./Engl., Klappenbroschur, Daumenkino, 224
Seiten, 15 Euro
ISBN 978-3-945849-35-4



James Turek
Taco Days
Eine Comic-Hommage an alle, die in der Gastro arbeiten
Engl./Dt., Klappenbroschur, 64 Seiten, 18 Euro
ISBN 978-3-945849-36-1

Who cares about Care-Arbeit?

»Saubere Häuser« reflektiert Klassenfragen und Geschlechterrollen



Das bisschen Haushalt macht sich nicht von allein. Zu dieser Erkenntnis kommt Sol spätestens nach der Geburt ihres ersten Kindes. Dabei hat sie immer gern geputzt, sich sogar von ihrer Mutter fürs Putzen bezahlen lassen. Doch Baby, Erwerbsarbeit und Haushalt unter einen Hut zu bringen, ist alles andere als einfach – vor allem, wenn der Mann im Haus so viel arbeitet, dass er fürs Aufräumen leider keine Zeit mehr hat. Eine Lösung ist schnell gefunden: Eine Reinigungskraft muss her. In Sols Umfeld ist das nichts Ungewöhnliches. Ihre Freundinnen haben ganze Kontaktbücher mit potenziellen Haushaltshelferinnen. Dass diese alle weiblich sind und zum Großteil aus Lateinamerika stammen, wundert keine von Sols Freundinnen. Schnell ziehen nicht nur eine, sondern gleich zwei Reinigungskräfte in Sols Haushalt ein. Doch mit der Zeit plagen Sol, die sich als moderne Frau versteht, immer mehr Zweifel: Warum unter-

stützt sie das ausbeuterische System? Kann sie sich noch Feministin nennen, wenn sie Frauen fürs Putzen bezahlt? Und wieso kann sie die Zukunftswünsche ihrer Reinigungskräfte nicht ernstnehmen?

Agúndez erzählt im lockeren Ton von einer Protagonistin, die eigentlich nur alles richtig machen will und doch an der Vereinbarkeit von gesellschaftlichen Erwartungen und ihren eigenen Wünschen zu verzweifeln droht. Eine neue Perspektive auf Care-Arbeit schafft Agúndez zwar nicht; der Roman spielt mit altbekannten gesellschaftlichen Narrativen und führt den Leserinnen und Lesern eigene Vorurteile vor. Trotzdem bietet er kurzweilige Unterhaltung, die vor allem auf die zum Teil sehr schillernden Nebenfiguren zurückzuführen ist, die schnell ans Herz wachsen. LEONIE BROMMER

■ María Agúndez: Saubere Häuser. Aus dem Spanischen von Christiane Quandt. Köln: Eichhorn 2026. 288 S., 22 €

Parasoziale Beziehungen im Real Life

»Öffentlicher Nahverkehr« erzählt von der Wucht alltäglicher Begegnungen

Lilienstraße, Brückengasse, Stadtpark. An all diesen Haltestellen fährt Judith tagtäglich vorbei. Ein Ziel, einen Ort, an dem jemand auf sie wartet, gibt es nicht. Sie stürzt sich in die Anonymität des öffentlichen Nahverkehrs, um ihrem alten Leben zu entfliehen. Ihren Job als Lehrkraft konnte sie gegen eine Karriere als Influencerin eintauschen – bis ihr Ex-Freund ein Sexvideo von ihr veröffentlicht und sich ein Netz aus Hass und Hetze entspinnt.

Während ihrer stundenlangen Busfahrten beobachtet sie die anderen Fahrgäste genau. Der Bus und seine Gäste werden zu Judiths alternativer Realität, in die sie sich flüchtet, wenn sie ihre eigene Welt nicht mehr aushalten kann. Judith erdichtet Geschichten, malt sich die Leben und Beziehungen von @sadgirlinlove und Co. aus und entwickelt enge Beziehungen zu ihr völlig unbekannten Menschen. Als sich

@weirdoldlady eines Tages neben sie setzt, entwickelt sich eine tiefgreifende Freundschaft zwischen beiden Frauen, die unterschiedlicher kaum sein könnten.

In sehr kurzen Kapiteln erzählt Mengeler von Einsamkeit, Solidarität und Selbstermächtigung. Der wechselnde Fokus auf die verschiedenen Fahrgäste lässt den Roman zum Teil fast episodenhaft erscheinen. Recht schnörkellos erzählt, bleibt man beim Lesen auf Distanz. Dass die anderen Fahrgäste blass bleiben, verwundert nicht, denn wir kennen ja ausschließlich Judiths imaginierte Lebensentwürfe. Doch auch Judith erscheint nicht richtig nahbar. Dass ihr digitale sexualisierte Gewalt angetan wurde, erfährt man beim Lesen erst recht spät. Und leider wird das Thema über den Roman hinweg nicht mit der Dringlichkeit behandelt, die es verdient hätte. LEONIE BROMMER

■ Thea Mengeler: Öffentlicher Nahverkehr. Göttingen: Wallstein 2026. 228 S., 22 €



»Aber Love Storys enden immer da, wo der Alltag anfängt.«

– aus »Öffentlicher Nahverkehr«

Auf Lenins Spuren zur Lebensverlängerung

Valeria Gordeevs prämiierter Debütroman ist ein vielseitiges Massiv

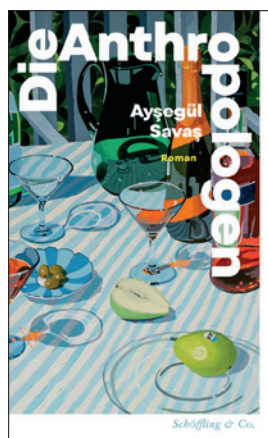


Gordeev wartet in ihrem Roman »Die Zikade entschlüpft ihrer goldglänzenden Hülle« mit viel Personal auf: Mit den Geschwistern Lada und Konstantin Molot bereisen wir Kiew, Moskau und Berlin, verbringen Zeit mit einer christlich-fundamentalistischen Sekte und begleiten die Angestellten eines Forschungsinstituts zu Konservierung und Lebensverlängerung an Lenins Mausoleum. Durch Konstantin erhalten wir Einblicke ins Institut, die zwischen tragisch, komisch und gruselig changieren. Lada und Konstantin erhalten geheime Aufträge von Boris, ihrem superreichen Patenonkel. Um ihn spinnen sich vielfältige Mythen und Legenden. Nicht nur er träumt vom ewigen Leben. Ein weiterer zentraler Strang erzählt von Veränderungen in der Führungsriege Russlands. Nach dem Tod des Präsidenten wird ein 12-jähriger als Zar inthronisiert.

Die Ereignisse werden detailliert und komplex in medialen Berichten ausgeführt. Gordeev spinnt

feinsinnige, durchkomponierte Fäden. Über die verschiedenen Begegnungskonstellationen zwischen dem Personal entsteht ein grobmaschiges Netz, das sich in Moskau zu einem Knoten zusammenzieht. Den Lese Genuss im Besonderen erhöhen eine Kühschranklegende, ein abgeschnittener Hundekopf und Erscheinungen in Form von Kreuzigungsmalen quer über die Welt und Jahrhunderte hinweg. Gordeevs Verfahrensweise spannt sich vom Weiten zum Detail hin. An den wechselnden Orten geraten wir vom Rand ins Zentrum hinein und weben uns in das reichhaltige, humorige Referenzenarchiv ein, das in einer poetischen Sprache verfasst ist. Gordeevs Illustrationen komplementieren den 640-seitigen Roman mit einem ganz eigenen Charme. SUSE SCHRÖDER

■ Valeria Gordeev: Die Zikade entschlüpft ihre goldglänzende Hülle. Frankfurt/Main: Fischer 2026. 640 S., 26 €



Vom Ankommen und Bleiben

Ayşegül Savaş macht in »Die Anthropologen« den Alltag zum eigentlichen Schauplatz ihrer Erzählung

Wie schlägt man eigentlich Wurzeln in einer Welt, die sich ständig im Fluss befindet? Diese Frage bildet den Ausgangspunkt des Romans. Im Mittelpunkt stehen Asya und Manu, ein junges Paar, das in einer namenlosen Stadt fern der Heimat beider Familien lebt. Asya arbeitet an einem Dokumentarfilm über Menschen in einem Park, Manu arbeitet für eine Nichtregierungsorganisation. Während sie nach einer Eigentumswohnung suchen, beobachten sie ihre Umgebung ebenso aufmerksam wie sich selbst. Mit einem distanzierten, anthropologischen Blick analysieren sie die Gewohnheiten der Parkbesucher, das sonntägliche Kaffeetrinken oder flüchtige Begegnungen auf der Straße. Die Suche nach der gemeinsamen Wohnung bildet den Rahmen der Erzählung. Im Kern verhandelt der Roman jedoch eine viel grundsätzlichere Frage. Wie entsteht Zugehörigkeit, wenn

Herkunft, Sprache und familiäre Traditionen keinen festen Halt mehr bieten?

Savaş schreibt in einer präzisen und unaufgeregten Sprache mit einer großen Aufmerksamkeit für das Alltägliche. Die kurzen Sätze und die oft nur wenige Absätze umfassenden Kapitel verleihen dem Buch eine eigene Dynamik und Sogwirkung. Man kann das Buch kaum aus der Hand legen, obwohl es bewusst auf spektakuläre Ereignisse verzichtet. Ganz im Gegenteil, die Figuren verbleiben in einer sanften, melancholischen Schwebel. Savaş zeigt auf unaufgeregte Weise, dass Heimat kein geografischer Ort ist, den man einfach kaufen oder mieten kann, sondern etwas, das in Beziehungen, Gewohnheiten und Ritualen entsteht. MANJA REINHARDT

■ Ayşegül Savaş: Die Anthropologen. Aus dem amerikanischen Englisch von Cornelia Künne. Frankfurt/Main: Schöffling 2026. 192 S., 25 €

Intimes Theater

»Auf den Bildern« von Annie Ernaux und Marc Marie erscheint erstmals auf Deutsch

Fotos lügen, immer«, hält Marc Marie am Ende dieses Bandes fest, dasselbe gilt für Klappentexte. Vierzehn Aufnahmen abgelegter Wäsche aus einem Jahr Liebesbeziehung sind Anlass für tagebuchartige Einträge in doppelter Autorenschaft. Beide entblößen sich, im doppelten Sinn. Sie schreiben auch über Sex und Erotik, jedoch ist dieses Buch vielmehr eine Dokumentation über Ernaux' Brustkrebsbehandlung. Beides folgt derselben Kurve. Mit steigendem Therapie-Erfolg wächst die Distanz in diesem eingangs als verheißungsvoll empfundenen Bilderprojekt. Eben deshalb gerät der Aufhänger des Buches ins Hintertreffen. Die Fotos werden austauschbar, sprechen kaum für sich, brauchen ihre Beschreibungen, die im Verlauf immer kürzer ausfallen. Sie zeugen vom Versuch, mit Susan Sontag gesprochen, die Realität einzusperren, nur um festzustellen, dass sie allein für deren verbalisierte Rekonstruktion reichen. Das Ganze wirkt inszeniert, denn Körperlichkeit hat nur

im intimen Miteinander einen Platz. Von Ernaux' physischem Schmerz ist kaum zu lesen, Raum hat er nur, wenn es um Emotionen geht. Aber eben diese Auf- und Ablösung sind Kalkulation. Ernaux erhebt sich über den Krebs, den sie schließlich auch überlebt, später auch über ihren Liebhaber, dessen Texte weniger programmatisch und darum unmittelbarer wirken.

Sonja Finck hält Ernaux' flaches Register ohne Glättungen durch. Im Text fallen die Bilder in sich zusammen, sind Platzhalter für »Liebe und Tod«, das Jahr 2003 und teilweise auch die Gesinnungen dieser Zeit. Die Perücke sei kein Accessoire mehr, meint Ernaux in einer Fußnote, sondern »so wie das Kopftuch« im Islam ein Symbol. Beides habe aufgehört Damenmode zu sein, »vor der Erfindung der Chemotherapie und dem Aufstieg des Islams«. 2026 liest sich dieses Gleichnis nicht ohne Beigeschmack. MARCEL HARTWIG

■ Annie Ernaux, Marc Marie: Auf den Bildern. Aus dem Französischen von Sonja Finck. Berlin: Suhrkamp 2026. 158 S., 25 €



Wenn ich an dich denke, sind meine Pulsadern schon offen

Tamara Štajner legt einen funkelnd mehrdeutigen Mutter-Tochter-Roman vor

Ich werde dich anrufen, das verspreche ich dir. Es ist lange her. Doch nicht alles kann ich dir laut erzählen, dies noch: In mir will kein Pünktchen wachsen.« Dieser Roman tut weh. Es ist die Geschichte einer jungen Frau, die nach Wien gegangen ist und von dort nach Nordmazedonien aufbricht, um ihr Kindermädchen zu beerdigen. Am Ohridsee verbrachte Iva die Ferien im Hotel des Großvaters. In einer anderen Erzählebene lesen wir Briefe, die Iva an ihre noch immer in Slowenien lebende Mutter schreibt, aber nie abschickt. Es sind Sätze wie der eingangs zitierte, die klarmachen: Der Kontakt ist versandet.

Was dazu geführt hat, wird eher angedeutet als auserzählt. Wut und Hass der Mutter auf den eigenen Körper und das eigene Leben übertrugen sich auf die Tochter, die jeden Samstag auf die Waage steigen musste und für jedes neue Gramm gedemütigt wurde, während die Mutter selbst ihren Kummer zunehmend

mit Fressorgien verdrängte. In der Gegenwart quält Iva ihren Körper mit den Versuchen, schwanger zu werden. Aber es will kein Pünktchen in ihr wachsen. Der Freund in Wien drückt sich vor der Samenspende für die künstliche Befruchtung und der Geliebte in Berlin schweigt auf digitalem Weg.

Spätestens die Einführung des verheirateten Geliebten zeigt, dass es in diesem Roman keine Gewissheiten gibt. Skurrile Begegnungen, wilder Sex, bitterböse Wutausbrüche Ivas und ihre Lügen garnieren seinen Fortlauf vor dem Schattenriss des untergegangenen Jugoslawiens. Die Sprache ist hochliterarisch, die Blickwechsel erzeugen ein mitreißendes Lesevergnügen. Tamara Štajner, die beim Bachmann-Wettbewerb 2024 einen gleichnamigen Textausschnitt las, schreibt mit »Luft nach unten« ein mitunter schwer zu ertragendes Buch über die ambivalente Suche nach Liebe. ANNE HAHN

■ Tamara Štajner: Luft nach unten. Wien: Zsolnay 2026. 336 S., 25 €



Rezensionen Sachbuch

Im Wolfspelz

Lucile Novats »Dass ich dich besser fressen kann« geht in den Märchenwald des Kindesmissbrauchs



Wo lauert das Böse? Draußen im finsternen Wald? Oder nicht doch eher im trauten Heim? Und ist es wirklich der Wolf, der Rotkäppchen gefährlich wird? Oder nicht doch eher die Großmutter, als die er sich im Märchen verkleidet, die hier dem Kind zu nahe rückt? Und damit stellvertretend steht für den alltäglichen Missbrauch, den viele Kinder im engsten Familienkreis durch bekannte Verwandte statt durch fremde Monster erfahren? Denn, so zitiert Lucile Novat hier in ihrem Buch »Dass ich dich besser fressen kann« Grimms beziehungsweise die französische Version des Märchens, Rotkäppchens Mutter »war ganz verrückt nach ihr und ihre Großmutter noch mehr«. Ein Hinweis auf eine übermäßige, also grenzüberschreitende Liebe? Und trödelt Rotkäppchen nicht auf dem Weg, lässt sich gern auf das Gespräch mit dem Wolf ein, nennt ihm bereitwillig die Adresse der Großmutter – gar als suche sie in ihm einen möglichen Schutz?

Diese These verfolgt Novat in diesem kraftvollen, in schnoddrigem Ton gehaltenen Essay – was dem Ernst ihres Themas beileibe keinen Abbruch tut. Manchmal wirken Novats Interpretationsbögen dabei zwar allzu weit gespannt, manchmal muss man dem einen oder anderen Bezug, den Novat einbringt, selbst noch etwas nachgehen, um ihn zu verstehen,

wenn man mit dem französischen Kulturraum nicht komplett vertraut ist. Trotzdem überzeugt das Buch in Gänze und lenkt den Fokus auf das so wichtige wie unterbelichtete Thema des Kindesmissbrauchs in Familien. Nicht zuletzt, weil Novat die persönliche Missbrauchsgeschichte ihrer Mutter durch den Stiefgroßvater auf sehr sensible und teils assoziative Weise mittels der Fußnoten in ihren Essay einwebt. Ein lesenswerter Gang durch den Märchenwald und seine vermeintlichen und tatsächlichen Abgründe.

EVA BURMEISTER

■ Lucile Novat: Dass ich dich besser fressen kann. Aus dem Französischen von Nadine Püschel. Hamburg: Edition Nautilus 2026. 136 S., 18 €

»Wenn euch das nicht gefällt, könnt ihr euch gern das erste Küchenmesser schnappen, meiner Theorie den Bauch aufschlitzen und die Stellen herauschneiden, an denen ihr Anstoß genommen habt – aber passt auf, dass ihr euch nicht wehtut.«

– aus »Dass ich dich besser fressen kann«

Backstage bei Tocotronic

Dirk von Lowtzow entwirft in »Detektive« Texte über Kunst und das eigene Schreiben

Wenn der Verbrecher-Verlag die zwischen 1999 und 2019 für »Texte zur Kunst« entstandenen Beiträge des Tocotronic-Sängers Dirk von Lowtzow sammelt, ist der Titel »Detektive« wahrscheinlich mehr als nur ein Kalauer. Die 18 Kapitel changieren zwischen Ausstellungsberichten, Widmungen, Künstlerporträts, einem Interview und einem absurden Theaterstück für die langjährige Kollaborateurin Cosima von Bonin. Ihnen allen ist das detektivische Vorgehen des Autors gemein: Von Lowtzow wertet aus, verweist, schlussfolgert. Das abgebrochene Kunstgeschichtsstudium des Verfassers ist in allen Texten spürbar, die Ausführungen bleiben nüchtern und schwanken zwischen trockener Beschreibung und Provokationen, etwa im abschließenden Kapitel »Unbeantwortete Fragen an Leïla Slimani« zu ihrem Debütroman »All das zu verlieren«.

Interessanter jedoch ist die Sammlung als dokumentarischer Begleiter der Lyrik bei Tocotronic. Im Vorwort nennt von Lowtzow sie selbst »Sekundärliteratur zu den Songs« der Band. So kann das geneigte Lesepublikum selbst im Namen der Detektei auf Spurensuche gehen. Beschreibt von Lowtzow Sigmar Polkes Zeichnungen im Buch als »Gitterbastelrätsel«, kommt man nicht umhin, an »K.O.O.K.« zu denken, vor allem auch an »Um die Ecke (gedacht)«. Ebenso

bei seinem Text zu Andreas Slominski scheinen Attitüde und Vokabular von »Kapitulation« durch, das ein Jahr später erschien. »Kunst als Waffe« ist eine Gesinnung, die sich spätestens mit dem Album »Pure Vernunft darf niemals siegen« einstellt, und zeigt hier den Ideengeber, nämlich Dario Argento höchstpersönlich. Der Reiz von »Detektive« liegt also weniger in dem, was es über Kunst sagt, als in dem, was es über den Verfasser preisgibt. Das Buch macht Spaß für Fans; Uneingeweihte werden an diesen Texten nicht viel Lust empfinden können. MARCEL HARTWIG

■ Dirk von Lowtzow: Detektive. Berlin: Verbrecher 2026. 160 S., 20 €



»Ich bin eher das, was man als einen Geselligkeitsraucher bezeichnet, einen Angeberrucher.«

– aus »Detektive«

Die ewigen Projektionsflächen

Zwei Lektüren informieren über Antisemitismus in der Gegenwart

Wie kann man den blutigen Angriff auf ein israelisches Musikfestival am 7. Oktober 2023 als Befreiungsakt feiern und zugleich die tödliche Homophobie der Hamas nicht wahrnehmen? Teile der Linken, so Richard Schuberth, frönen einem »Antisemitismus, der keiner sein will«. Der Autor sieht sich als politisch entfremdet an, wenn sich linke Israel-Kritik kaum mehr Mühe macht, ihren Antisemitismus zu kaschieren. Warum sich so viele Menschen in einem komplizierten Konflikt auf eine Seite schlagen, ist die Frage, der Schuberth als rotem Faden folgt.

Vornehmlich mit T. W. Adorno und Karl Marx argumentiert Schuberth in kleinen Vignetten gegen Komplexitätsreduktion und Ambiguitätsintoleranz an. Er entlarvt die selbstgerechte Moral pauschaler Pro-Palästina-Stimmen, denen es natürlich um sich selbst und die Position auf der vermeintlich richtigen Seite der Geschichte geht, nie ums Schicksal der Palästinenserinnen und Palästinenser. Manchmal bleibt dem Autor – von manchem Manierismus abgesehen – nur bitterer Sarkasmus. Doch die, auf die das Buch zielt, werden es eh nicht lesen. Für andere ist es ein Hinweis, dass nicht allein steht, wer insistiert, dass der Nahostkonflikt kompliziert ist.

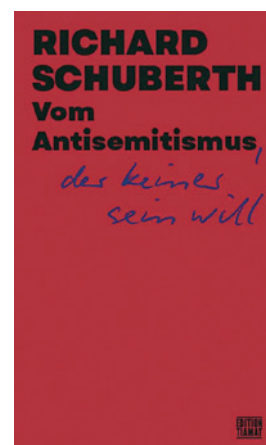
Klarheit bestimmt das Buch von Nikolaus Lelle und Tom Uhlig. Sie legen keine weitere Definition des Antisemitismus vor, sondern versuchen, durch Abgrenzung und Differenzierung einen benutzbaren Begriff zu bilden. In kurzen Kapiteln legen sie dar, warum Antisemitismus nicht zusammenfällt mit Rassismus, warum er kein Wahn ist, obwohl er wahnhafte Züge annimmt, und warum er in allen politischen Lagern vorkommt. Gestreift werden auch verwandte Themen wie Gedenkpolitik, Instrumentalisierung und Mimikry. Ausdrücklich ist das Buch ein Beitrag zur Debatte und entsprechend positioniert. Dessen niedrigschwelliger Zugang ergibt einen einleuchtenden Gebrauchstext für die Antisemitismuskritik im argumentativen Handgemenge. TOBIAS PRÜWER

■ Richard Schuberth: Vom Antisemitismus, der keiner sein will.

Berlin: Edition Tiamat 2026. 312 S., 26 €

■ Nikolaus Lelle, Tom Uhlig: Antisemitismus definieren.

Berlin: Verbrecher 2026. 216 S., 18 €



»Sich von einem wahnsinnig gewordenen Aktivismus zu distanzieren und zugleich den Flötentönen rechter und liberaler Anwerber zu widerstehen, ist eine undankbare, zwingend missverstandene und einsame Position.«

– aus »Vom Antisemitismus, der keiner sein will«

ANZEIGE

Dara Horn

Von der Liebe
zu toten Juden

Ansichten einer
gestörten Gegenwart



»Ein herausragendes Buch mit einer mutigen Mission. Es kritisiert Menschen, Kunstwerke und öffentliche Institutionen, die nur wenige andere zu hinterfragen wagen.«

The New York Times

Aus dem Englischen übersetzt von
Joël Ben-Yehoshua und Ronja Bußmann

282 Seiten, Klappenbroschur
ISBN: 978-3-95565-784-0, 28,00 €



HENTRICH
& HENTRICH

Bestellbar unter: www.hentrichhentrich.de

Gegen DDR-Kitsch

Im neuen Buch »Faschismus ist keine Meinung« sucht Ilko-Sascha Kowalczuk wieder Streit vor allem mit Ostverklärern



Nein, wir leben nicht in der besten aller möglichen Welten, gibt Ilko-Sascha Kowalczuk unumwunden zu. Im globalen wie historischen Vergleich aber gehe es den Deutschen so gut wie nie. Würden sie das einsehen, wäre der Frust geringer und würden vielleicht weniger Menschen die AfD wählen. Denn nichts Geringeres will »Faschismus ist keine Meinung« sein: ein Aufklärungsbuch.

Das ist es auch, wenn es um die DDR und Ostdeutschland geht. Zunächst aber macht sich der Historiker und Publizist für die Freiheit stark und für eine Gesellschaft, die Kompromisse aushandelt, statt die Mehrheitsmeinung absolut zu setzen. Hier fehlen positiv-emanzipatorische Perspektiven, wenn Kowalczuk einfach schreibt, dass die Demokratie nicht stillsteht. Auch wirft er radikal rechts und radikal links einmal mehr zu oft in einen Topf.

Seine Auseinandersetzungen mit der Projektion Ost sind hingegen lesenswert. »Die DDR wird immer wieder neu erfunden«, erklärt er. Er zeigt, welchen Opfermythen Teile der Ostdeutschen aufsitzen und wie der bekannte Mechanismus der Vergangenheitsklärung auch hier wirksam ist. Den kann die AfD geschickt bedienen, die erstens angeblich die Wende vollenden will, zweitens der Gegenwart einen Status als Stasi 2.0 andichtet und drittens mit Romantisierungen des DDR-Alltags wie Simson-Ausfahrten die Leute umschmeichelt.

Das funktioniert auch deswegen so gut, weil sie nicht allein ist mit Projektionen Ost und Verharmlosung. Dass Menschen im Osten denken, der Staat müsste ihnen väterlicher Freund sein und sie an die Hand nehmen, so, wie Kohl die Ex-DDR-Bürger ins »Wirtschaftswunderland« führte, ist ein Problem. Nur lassen viele Ostdeutsche solch eine Paternalisierung allzu gern zu, weil sie damit die Verantwortung für ihr Leben nicht übernehmen müssen. »Faschismus ist keine Meinung« hat viele kluge Gedanken, auch wenn es den Rechtsruck und das autoritäre Gesamtgeschehen der Gesellschaft nicht zu erfassen vermag. Aber es liefert einen Baustein, um die Gegenwart zu verstehen. TOBIAS PRÜWER

■ Ilko-Sascha Kowalczuk: Faschismus ist keine Meinung. Stabil bleiben in autoritären Zeiten. München: C. H. Beck 2026. 236 S., 25 €

»Aber die Bequemlichkeit dieses Staates, die Delegierung von Verantwortung an irgendwelche finsternen Mächte, danach sehnen sich heute sehr viel mehr Menschen, als den meisten bewusst ist.«

– aus »Faschismus ist keine Meinung«

Trumps Politik im Visier

Susan Neiman fühlt mit »Nennen wir es böse« der aktuellen Politik auf den Zahn

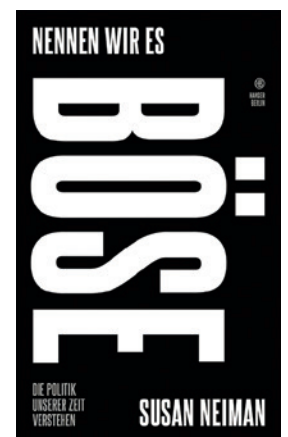
Is heute fragt man sich, was die Menschen in den USA bewogen hat, Donald Trump für eine zweite Amtszeit zu wählen. Es wurde schon in der ersten Amtsperiode für das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nicht besser. Für seine zweite Amtszeit war er dann perfekt vorbereitet.

Die US-amerikanisch-deutsch-israelische Philosophin Susan Neiman knüpft mit »Nennen wir es böse« an ihr Buch »Das Böse denken« an, das man aber nicht zwingend vorher gelesen haben muss. Im neuen Buch veranschaulicht die Autorin, warum es Donald Trump wieder ins Weiße Haus geschafft hat und im Alleingang regiert. Dabei zieht Trump alle zur Verfügung stehenden Mittel wie Religion und schlaue PR-Strategien heran, um die Amerikanerinnen und Amerikaner auf seine Linie zu bringen. Er agiert ohne jegliche Moral und übernimmt in seinem Handeln keine Verantwortung für die US-Bevölkerung. An der Seite von Israel befürwortet er den Krieg im Gaza-Streifen und das brutale Vorgehen Benjamin Netanjahs gegenüber der zivilen Bevölkerung. Kein anderer Staatschef der Welt – abgesehen von denen in Spa-

nien und Großbritannien – traut sich, ihm Paroli zu bieten. Beflügelt wird die US-Regierung, in der keine Fachleute wichtige Ministerposten besetzen, davon, dass der Rechtsextremismus weltweit zugenommen hat. Der Klüngel im Weißen Haus ist unübersehbar und sichert Trumps Macht.

Susan Neiman erklärt den Begriff des Bösen, der in Religion und Philosophie verankert ist, sehr genau. Trump kann sich auch deshalb über alle menschlichen und moralischen Regeln hinwegsetzen, weil er und seine Familie sehr reich sind. Wer nichts hat, ist nichts. Eine internationale Entwicklung. »Nennen wir es böse« gibt Antworten auf Fragen der aktuellen Weltpolitik, sehr spannend und kompakt geschrieben. NADJA NAUMANN

■ Susan Neiman: Nennen wir es böse. Berlin: Hanser 2026. 320 S., 26 €



»Wenn alle korrupt sind, wollen nur Trottel integer sein.«

– aus »Nennen wir es böse«

Inselbegabung

Adwin de Kluver hüpft von Eiland zu Eiland und erzählt Dinge jenseits des Festlands

Niemand ist eine Insel, in sich selbst vollständig«, schrieb John Donne vor rund 400 Jahren. Die Welt ist voller Inselmetaphern und Inselehnstüchle. Immer wieder waren Eilande die Orte für Soziale Experimente, um ein anderes Leben auszuprobieren. Davon handelt »Die Inseln des Guten und Bösen«: Der Historiker Adwin de Kluver versammelt ein Meer an Inseln, auf denen sich solches zugetragen hat. Darunter befinden sich zahlreiche Entdeckungen. So die traurige Geschichte eines deutschen Robinson Crusoe, der die Einsamkeit sucht und kein gutes Ende nimmt. Auch von anderen Inselkönigen ist zu lesen, wie natürlich von den Bounty-Meuterern, die das Schiff vor der Insel Pitcairn in Brand steckten. Wir begegnen Forschern und hören von ersonnenen Inseln wie jener des Dr. Moreau. Inseln dienen Jules Vernes (»Zwei Jahre Ferien«) und William Golding (»Der Herr der Fliegen«) als Schauplätze, um literarisch zu ergründen, wie sich junge Menschen organisieren, wenn sie ohne Erwachsene aufwachsen. Platon erdachte Atlantis, um seinen antiken Zeitgenossen den Spiegel vor-

zuhalten. Sein Schüler Aristoteles übte sich auf Lesbos als früher Naturforscher. Die Lesenden erfahren von der NS-Heeresversuchsanstalt Peenemünde und von künstlichen Inseln, von Münzeinheiten aus Kalkstein und von Polarbesuchen.

Man vermisst manchmal einen roten Faden, wenn de Kluver Geschichte um Geschichte ausbreitet. Denn es wird nichts eingeordnet oder systematisiert, einfach nur erzählt. Doch versteht man seine Arbeit als Lesebuch, das man immer wieder zur Hand nehmen, woanders aufschlagen und von Neuem zu lesen beginnen kann, entfaltet sich ein enormer Wissensschatz. Mit dem kann sich Long John Silvers Schatzinsel durchaus messen. TOBIAS PRÜWER

■ Adwin de Kluver: Die Inseln des Guten und Bösen. Von Utopien, Experimenten und Revolten, die es auf dem Festland nie gegeben hätte. Aus dem Niederländischen von Bärbel Jänicke. Hamburg: Mare 2026. 400 S., 28 €



»In den Milliarden Kubikkilometern Wasser auf der Erde gibt es für jeden eine Insel seiner Wahl.«

– aus »Die Inseln des Guten und Bösen«

Fehler als Prinzip

»Unvollkommen«: Telmo Pievani zeichnet die Evolution als Ablauf von Zufällen

Begrifflich gesehen, begeht Telmo Pievani einen Etikettenschwindel oder einen Kategorienfehler. Denn er bezeichnet Natur und Evolution als unvollkommen im Vergleich mit einem Bild von Harmonie. Er legt an die Natur also kulturelle Beschreibungen und menschliche Maßstäbe an. Was es aber bedeuten soll, dass das All vorm Urknall oder die Ursuppe nicht vollkommen sind, sagt er nicht. Erst vor dem Hintergrund einer derart metaphysisch aufgeblasenen Vorstellung kann er sein Bild von Unvollkommenheit entfallen. Und die Evolution als Ablauf von Zufällen beschreiben.

Damit eignet sich das Buch gut als Argumentationsgrundlage gegen Positionen wie das Intelligente Design. Denn dass Mutationen zufällig verlaufen, ist ja schon Grundlage von Darwins Theorie. Dennoch kann man

viel lernen. Leider überfordert es bisweilen, wenn naturwissenschaftliche Kenntnisse vorausgesetzt werden und der Autor gleich zu Beginn mit Higgs-Boson und anderen Teilchen um sich wirft. Dass er überall das Prinzip der Unvollkommenheit entdeckt, ist nur sinnvoll, wenn man Vollkommenheit als Maßstab sieht. Das ist ähnlich wie bei metaphysischen Wahrheitsbegriffen, denen etwa Friedrich Nietzsche nachwies, quasi die Perspektive der Ewigkeit auf die Welt einfangen zu wollen.

Letztendlich geht es um Zufall, nicht um Unvollkommenheit. Beispiele aus der Biologie sind nicht übermäßig vorhanden, obwohl der Untertitel etwas anderes suggeriert. Der Ansatz, Natur- und Kulturwissenschaft in einem Buch zu vereinen, ist hingegen interessant. Denn Telmo Pievani geht auch auf die kulturelle Entwicklung ein und zeigt, wo diese zufällige Wege genommen hat. So etwa die Erfindung der Schreibmaschine, wo die Verteilung der Buchstaben auf der Tastatur willkürlich erscheint. Aber einer Notwendigkeit folgte: Sie waren so angeordnet, damit sich die Typenhebel nicht verhaken. Unvollkommene Maschinen würde Pievani sie nennen. TOBIAS PRÜWER

■ Telmo Pievani: Unvollkommen. Eine andere Geschichte der Evolution. Aus dem Italienischen übersetzt von Felix Mayer. Ditzingen: Reclam 2026. 202 S., 25 €



ANZEIGE

www.tropen.de

240 Seiten, Klappenbrochure
€ 18,- (D) / € 18,50 (A) | ISBN 978-3-608-50298-5
Auch als E-Book erhältlich

Kinder zwischen Harmoniebedürftigkeit und Radikalisierung. Eine Region, die geprägt ist von kollektiven Traumata, fehlen der politischer Bildung und einer Jugend, die Rechtssein als Lebensgefühl entdeckt. Wie konnte es so weit kommen, warum bleibt die Empörung aus? Manuela Müller hat ein Buch geschrieben, das aktueller und wichtiger nicht sein könnte.

Tropen



Eine Analyse der Neuausrichtung der US-Politik gegenüber den südlichen Nachbarländern.

Tobias Lambert
ZURÜCK IN DEN HINTERHOF
Die USA und Lateinamerika
21 Euro, 168 Seiten

Stefan A. Marx analysiert die globale Drogenökonomie im Spannungsfeld von Befreiung und Unterdrückung,

Stefan A. Marx
DROGEN & KAPITAL
28 Euro, 304 Seiten



Gerhard Hanlosers profunde Kritik des rechten Kampfbegriffs.

Gerhard Hanloser
„LINKER ANTISEMITISMUS“
Zur Kritik eines Kampfbegriffs
18 Euro, 214 Seiten

Durch kollektive Wiederaneignung unserer Subsistenz Freiheit und Gleichheit in Einklang bringen!

Aurélien Berlan
LAND UND FREIHEIT
Kollektive Autonomie gegen den Wahn der Erlösung
23 Euro, 304 Seiten



Ein spannender Bericht von der Wirkmächtigkeit des neuen latein-amerikanischen Feminismus.

Sophia Boddenberg
REVOLUTION DER FRAUEN
Von Feministinnen aus Lateinamerika lernen
20 Euro, 156 Seiten

Bahnbrechende Texte der argentinischen Anthropologin und Feministin.

Rita Laura Segato
DIE ELEMENTAREN STRUKTUREN DER GEWALT
Geschlechterverhältnisse zwischen Anthropologie, Psychoanalyse & Menschenrechten
26 Euro, 246 Seiten



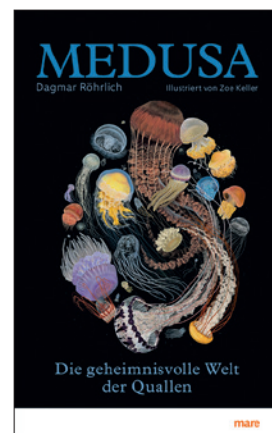
Vielseitige Überlebenskünstler

Dagmar Röhrlichs »Medusa« widmet sich den Quallen

Bei Quallen denkt man vielleicht zuerst an die heimischen Ohrenquallen, die manchmal als farbloser Glibber für Kinder am Ostseestrand zum Spielen herumliegen. Aber wer weiß schon, dass es in den Abgründen der Ozeane Quallen gibt, die mehr als hundert Meter lang werden, und dass andere sich sogar wieder verjüngen können? Dagmar Röhrlich nimmt die Leserschaft mit in Tiefsee-U-Boote, Labore und Forschungsinstitute, um zu erklären, was die Forschung herausgefunden hat, aber auch, wie wenig wir überhaupt erst wissen über diese faszinierenden Meereswesen, die so anders sind als die meisten anderen Tiere. Immer noch geben Quallen der Wissenschaft mehr Rätsel auf, als dass sie Antworten liefern. Sie sind wahrscheinlich sehr alt (auch wenn es so gut wie keine paläontologischen Zeugnisse gibt), machen Metamorphosen vom Polypen zur Meduse durch, können sich sexuell vermehren und auch asexuell durch Knospung. Es gibt Arten, bei denen erst die Enkelgeneration wieder die gleiche phänotypische Erscheinung hat wie die Großelterngeneration, während die Eltern ganz anders aussehen. Diese Tiere, die sich weitaus robuster

als andere an den Klimawandel und die Eingriffe des Menschen in die Meere anpassen können, sind auch in industrieller Hinsicht von bedeutendem Nutzen, nicht nur als alternative, satt verfügbare Nahrungsquelle oder als Rohstofflieferant für das vielfältig einsetzbare Kollagen, auch weil sie sich im Wasser äußerst energieeffizient fortbewegen und teilweise fluoreszieren können. Über solche und viele andere Quallenthemen informiert Röhrlich ausführlich in populärwissenschaftlichen Reportagen, stilistisch manchmal leider ein bisschen zu schnell ausformuliert, doch sehr sachkundig und mit wunderschönen Illustrationen von Zoe Keller. **THORSTEN BÜRGERMANN**

■ Dagmar Röhrlich (Text)/Zoe Keller (Ill.): Medusa. Die geheimnisvolle Welt der Quallen. Hamburg: Mare 2026. 192 S., 24 €



Mächtig als Frau im alten Rom

Jane Draycott entreißt »Fulvia« dem Vergessen

Ob Fulvia dem verwesenden abgeschlagenen Kopf von Cicero die Haarnadel tatsächlich in den Mund gestoßen hat, ist nicht erwiesen. Cicero und sie waren Erzfeinde, aber dass sie derart rachsüchtig war, wie sie im Gemälde von Pawel Swedomski von 1898 dargestellt wird, welches im Ausschnitt das Cover von »Fulvia. Die Frau, die im alten Rom alle Regeln brach« von Jane Draycott zielt, darf bezweifelt werden. Fulvia (ca. 80 v. Chr. bis 40 v. Chr.) wurde in eine wohlhabende Familie geboren und da Töchter im alten Rom väterlicherseits mit Vermögen ausgestattet wurden, war sie eine gute Partie. Sie heiratete Clodius, der ermordet wurde. Hinter dem Komplott steckte auch Cicero. Zwei Jahre nach seinem Tod vermählte sie sich mit Curio, der ein Jahr nach der Hochzeit starb. Marcus Antonius sollte der letzte Ehemann werden, ebenjener, der mit Kleopatra, Königin von Ägypten, wohl die große Liebe fand.

Die englische Autorin Jane Draycott be gibt sich in ihrem Sachbuch auf Spurensuche – allzu viel ist über die einst mächtigste Frau im alten Rom nicht bekannt. Das mag auch daran liegen, dass man schon zu ihrer Zeit ein Problem mit einer willensstarken und durchsetzungsfähigen Frau hatte. Jane Draycott zeichnet das Leben einer Frau nach,

die klug im Sinne der Familie handelte und dafür sorgte, dass der Besitz abgesichert und vermehrt wurde. Zugleich entwirft die Autorin ein sehr authentisches Bild eines politischen Systems, das von Kriegen, Intrigen und Morden bestimmt wurde und mit dem Mord an Julius Cäsar ins Wanken geriet.

Fulvia starb in Griechenland, bereits von einer Krankheit gezeichnet. Ein angemessenes Begräbnis blieb ihr verwehrt. Sie hatte fünf Kinder; den drei Ehemännern gegenüber war sie stets loyal. **NADJA NAUMANN**

■ Jane Draycott: Fulvia. Die Frau, die im alten Rom alle Regeln brach. Aus dem Englischen von Claudia Kotte. München: Piper 2026. 304 S., 24 €



Die zwei Verträge

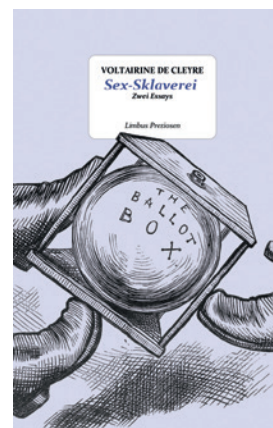
Voltairine de Cleyre über Ehe und Verfassung als Formen der Herrschaft

Voltairine de Cleyre, Freidenkerin und Anarchistin, mögen heute nur wenige kennen. Um 1900 war sie eine starke Stimme der amerikanischen Linken. Der Band »Sex-Sklaverei«, neu übersetzt von Alexander Kluy, der den Geist der Originalstimme hält, erscheint zum 250. Jahrestag der USA. Er enthält zwei Texte, die Verträge als Herrschaftsform lesen. Titelgebend ist ihr Vortrag von 1890 vor der »Unity Congregation« in Philadelphia. Anlass war die Inhaftierung von Moses Harman, weil er in seinem Magazin über einen ehelichen Vergewaltigungsfall schrieb. Straftatbestand war das Schreiben darüber, nicht der Akt selbst. Diesen Zynismus nimmt de Cleyre zum Aufhänger für ein Statement über die Frau als Sexsklavin in und außerhalb der Ehe. Vermählung beschreibt sie als Gefängnis, zeichnet damit die Unterwerfung der Frau über Eigentum sowie Kirche nach und greift die Vergewaltigung in der Ehe an. Für Frauenrechte kämpft sie dabei nicht, denn ihr Ziel ist gar kein Eherecht. Die Semantik des Titels hinterfragt die deutsche Ausgabe nicht; »Sex-Sklaverei« steht für illegalen Menschenhandel, das Gegenteil

dessen, was de Cleyre angreift: die vollkommen legale Ehe. Auch die problematische Sklaverei-Analogie bleibt unkommentiert, obwohl de Cleyre für ein weißes Publikum schreibt. Der zweite Text »Anarchismus und amerikanische Traditionen« zeigt, wie der Glaube an die Stärke der Verfassung ebenjene zentralisierte Macht produziert, gegen die die Gründungsväter einmal antraten. Denn ökonomische Abhängigkeiten höhlen politische Freiheiten aus. Ihr Schluss lautet, Anarchismus sei die einzig zu Ende gedachte amerikanische Idee. Vor dem Hintergrund des »Anarchist Exclusion Act« eine steile These, da Anarchismus juristisch als ausländischer Import galt. 2026 vor den anstehenden Midterms gelesen, ist de Cleyre unbequem. Sie würde auch diese Wahl für belanglos erklären.

MARCEL HARTWIG

■ Voltairine de Cleyre: Sex-Sklaverei. Zwei Essays. Aus dem amerikanischen Englisch von Alexander Kluy. Innsbruck: Limbus 2026. 96 S., 15 €

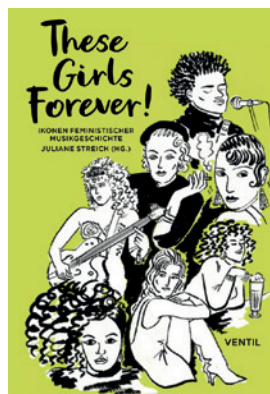


»Die Versammlungsfreiheit ist eine amerikanische Tradition, die außer Mode gekommen ist.«

– aus »Sex-Sklaverei«

Forever Pop

Auch der dritte »These Girls«-Band bietet mit seinen Porträts von Pop-Musikerinnen große Namen und interessante Entdeckungen



Josephine Baker, Nancy Sinatra, Carla Bley, Sinéad O'Connor, Kylie Minogue, Judith Holofernes, Sophie Hunger, Nichtseattle – schon erstaunlich, wer alles in den ersten beiden »These Girls«-Bänden über Frauen in der Popmusik nicht vertreten war. Andererseits ist ein Buchprojekt natürlich erst als Trilogie komplett. Und zu einer ebensolchen sind Juliane Streichs »These Girls« nun also gewachsen – weil erstens die oben genannten Namen noch fehlten und zweitens die bisherigen Bände echte Erfolge sind: »These Girls« aus dem Jahr 2019 liegt in der dritten, »These Girls, too« von 2022 in der zweiten Auflage vor.

Nun also »These Girls forever!«, mit denen man auch sehr gut einsteigen kann – alle drei Bände funktionieren für sich und nach demselben Prinzip; sie reihen ein Porträt ans nächste, sortiert nach den jeweiligen Erstveröffentlichungen der Musikerinnen. Und hier überrascht das neue Buch gleich mal: Es beginnt mit Claire Waldoff, die ab 1909 (!) ihre Lieder auf Bühnen sang. Pop *avant la lettre*, sozusagen. Von

hier handelt sich das Buch mit mehr als hundert Porträts chronologisch ins Hier und Jetzt – optisch wenig einladend, inhaltlich aber sehr abwechslungsreich (beides bereits bekannt). Dazu tragen auch die zahlreichen Beteiligten bei – von Ebba Durstewitz und den Grether-Sisters über Safi und Fiona Lehmann bis Rebecca Spilker und Sibel Schick (nicht wenige wie ich mit *kreuzer*-Parteibuch). Deren persönliche Würdigung ist in den Texten wichtiger als biografische oder diskografische Vollständigkeit. Das Buch lädt – wie ein guter Plattenladen – zum ziellosen Entdecken und gezielten Vertiefen ein.

Der *kreuzer* hat der Trilogie seiner ehemaligen Musikredakteurin und aktuellen Kolumnistin kürzlich eine Titelgeschichte gewidmet (s. www.kreuzer-leipzig.de) – jetzt fehlt nur noch ein schöner Schubert, der die drei Bände *forever* vereint. BENJAMIN HEINE

■ Juliane Streich (Hg.): These Girls forever! Ikonen feministischer Musikgeschichte. Mainz: Ventil 2026. 240 S., 24 €

ANZEIGE



Der Kampf um die Zukunft der KI

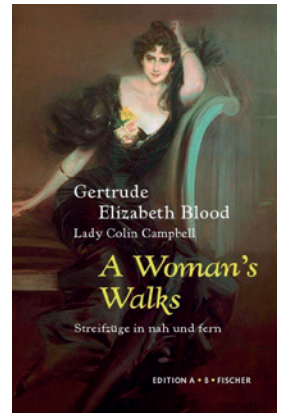
Das Inferno des Hummers

Gertrude Elizabeth Blood war eine »rasende Reporterin« im späten 19. Jahrhundert

Wenn eine Irin sich als »eingefleischte Venezianerin« bezeichnet, dann muss das Angeborene sein? Nicht im Fall von Gertrude Elizabeth Blood, die als Kind die Sommer in der Lagunenstadt verbrachte und imstande war, einen Dialekt im örtlichen Dialekt zur Rede zu stellen. Schon der erste »Streifzug« der britischen Autorin (1857–1911) zeigt unbändiges Temperament, barocke Fabulierkunst, Talent für turbulente Szenen und bissige Frechheiten. Vielversprechend ist das Bekenntnis zur Planlosigkeit: »Will man mannigfaltige Erfahrungen sammeln, so gibt es nichts Besseres, als den gutmütigen Trottel zu spielen.« Spontane Unternehmungslust lässt Blood, die für die Wochenzeitung *The World* schrieb, nachts in Mailand stranden oder in einem fürchterlichen Pariser Cabaret versacken. Das ist amüsant und unterläuft Erwartungen einer gebildeten Leserschaft damals wie heute.

Doch verblasst diese Sammlung von 14 Reportagen danach, indem sie konventionelle Impressionen aus Salzburg, der Schweiz, Budapest und Stratford offeriert. Darin wird gelegentlich der Habitus des Touristen bespöttelt oder über hässliche Orte und Menschen gelästert. Nur erlebt die Reisende dort nichts. Einige hübsche Aperçus wiegen die ausschweifenden Referate nicht auf. Der zweite Teil des Buches ist interessanter: Nun besucht Blood markante Orte in London, ein Stellwerk, ein Gefängnis, eine Münzstätte, einen Fischmarkt. Auch schaut sie sehr ironisch beim Angeln zu. Dies sind gediegene, detailgetreue Texte ohne Dramatik – mit Ausnahme des Bravourstücks über Billingsgate Market, wo nicht nur die Hummer ihr Inferno erleben. Dass eine bejubelte Flottenparade den Abschluss bildet, wird hingegen nur Freunde der Kriegsmarine oder des Empire unterhalten. War aus (laut Nachwort) 236 Artikeln nicht mehr herauszuholen? SVEN CREFELD

■ Gertrude Elizabeth Blood, Lady Colin Campbell: *A Woman's Walks*. Streifzüge in nah und fern. Übersetzt von Hans-Christian Oeser. Berlin: Edition A. B. Fischer 2026. 160 S., 22 €

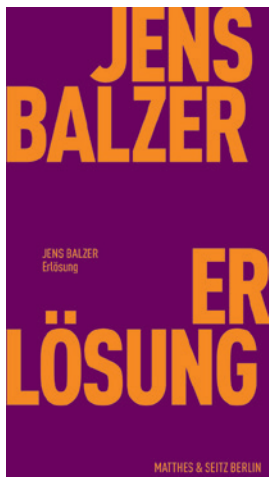


»Wir üben auf dicke Deutsche eine unerwünschte Anziehungskraft aus.«

– aus »A Woman's Walks«

Die Rückkehr religiösen Denkens

Jens Balzer zeigt, wie der Erlösungsgedanke durch politische Strömungen der Gegenwart wabert



Erlösung allerorten: Hightech-Libertäre blicken Eigen Mars, die US-Rechte in den Himmel und postkoloniale Erlösungsantisemiten lassen die Hamas hochleben. In einer unübersichtlichen Welt ist das messianische Denken offensichtlich zurückgekehrt. Der Diagnose folgend, knüpft sich Publizist Jens Balzer einige Stränge solchen Denkens vor.

Erlösung wird in einem Moment erhofft, der sich als Ereignis wie das Ende der Welt manifestiert. Dieses eschatologische Denken stammt aus dem Judentum und Christentum und bezieht sich auf die kommende Heilszeit und Gottesherrschaft. Im politischen Denken sind solche Züge im orthodoxen Marxismus-Leninismus zu finden. Die »Politische Theologie« des NS-Kronjuristen Carl Schmitt macht die Eschatologie stark – auch durch einen Gegenbegriff. Der Katechon, dem der Historiker Volker Weiß gerade ein Buch ge-

widmet hat, wird bei Schmitt zum wirkmächtigen Motiv. Er ist eine Institution oder Person, die den Antichristen aufhält. Tech-Unternehmer Peter Thiel in seinen autokratischen Fieberträumen referiert regelmäßig auf den Katechon. Er spielt auch beim russischen Philosophen Alexander Dugin eine große Rolle, der einen Panslawismus als Gegenpol zur westlichen, in seinen Augen verderbten Moderne darstellen soll. Diese ist für sogenannte Traditionalisten ohnehin der Satan schlechthin.

Erlösung soll hier immer von außen kommen, während der Glaube an das erlösende Moment nach innen gemeinschaftsstiftend wirkt. Man weiß: Das hat einen ausschließenden Charakter, denn bestimmte Menschengruppen sind nicht gemeint. Wahre Erlösung aber, so argumentiert Balzer, finden die Menschen nur, wenn sie sich vom Erlösungsglauben lösen. Denn dieser kann gefährlich sein, gerade weil er immer enttäuscht wird. Letztlich hilft, möchte man ergänzen, Gelassenheit. Ebenfalls ein religiöser Begriff aus der Mystik, der sich aber hervorragend profanisieren lässt. TOBIAS PRÜWER

■ Jens Balzer: *Erlösung*. Über Messianismus und Apokalyptik in den politischen Diskursen der Gegenwart. Berlin: Matthes & Seitz 2026. 120 S., 12 €

»Die einen wie die anderen betrachten die politischen Konflikte der Gegenwart als Endkämpfe in einem Szenario der Apokalypse.« – aus »Erlösung«

Spekulationen über den Digital-Totalitarismus

Mithilfe von Cyberpunk-Sci-Fi malt Asma Mhalla ein düsteres Gegenwartsgemälde und den Teufel an die Wand

Keiner kommt hier lebend raus: Der Kapitalismus ist total, umfasst alles Leben. Immerhin genießen die Menschen in den liberalen Demokratien jenseits des ökonomischen Bereichs eine gewisse Freiheit. Damit ist es bald passé, glaubt Asma Mhalla. Oligarchische Digital-Konzerne verbünden sich mit Autokraten und stützen den westlichen Gesellschaften eine Art Techno-Faschismus über. Eigentlich sind sie schon dabei und kaum mehr zu stoppen.

Am Beispiel von Trump illustriert die französische Politikwissenschaftlerin ihre düstere Prognose. Silicon-Valley-Mächtige wie Elon Musk und Peter Thiel haben sich mit Trump verbündet, der wiederum das Redneck-Wahlervolk benebelt hat, und reißen den Staat an sich. Der Großteil der Menschen ist von ihnen abhängig und irgendwie selbst schuld. Denn wir haben doch alle mit unseren Daten die Unternehmen

erst reich gemacht und uns in der Techno-Bequemlichkeit eingerichtet. Nun oder bald sind wir Sklaven eines Imperiums.

Wenn Mhalla mit Beispielen aus dem Cyberpunk wie »Blade Runner« ihre Ahnungen bebildert, entfaltet ihr Text eine Wucht. Die Parallelen zu urbanen Dystopien, in denen sich Menschen durch ihren tristen Alltag schleppen und Technik alles bestimmt, drängen sich natürlich auf. Und doch bleibt vieles Spekulation. Mhalla kann noch nicht einmal den Widerspruch auflösen, warum die Libertarians, die durch technologische Beschleunigung den Staat abschaffen wollen, nun dauerhaft mit Neoreaktionären in einer despotischen Regierung zusammenarbeiten sollen. Denn die wollen schließlich in eine weiß und männlich dominierte »gute alte Zeit« zurück.

Dennoch hat das Buch nicht nur alarmistische Züge, sondern regt zur Reflexion an. Denn natürlich sind die Entwicklungen nicht nur in den USA besorgniserregend. Und der Angriff auf eine halbwegs freie Gesellschaft findet parallel von technokapitalistischer wie rechtspopulistischer Seite statt. Und beide verbünden sich gern. Daher sollte man den Teufel en detail diskutieren, den Mhalla in groben Zügen an die Wand malt. TOBIAS PRÜWER

■ Asma Mhalla: Cyberpunk. Das neue totalitäre System. Aus dem Französischen von Stephanie Singh. München: C.H. Beck 2026. 137 S., 16 €



»Um von der kompletten technologischen Durchdringung zur totalitären Technologie zu gelangen, müssen nur noch einige moralische Grenzen durchbrochen werden, deren Belastbarkeit gerade getestet wird.«

– aus »Cyberpunk«

ANZEIGE

Foto: Holger Weiß (Illustration: KATAPULT)



Wolfgang Holzhauser ist Journalist und hat 170.000 Follower auf Youtube. Mit *Wie wir Extremisten den Stecker ziehen* kämpft er gegen Fakenews und Rechtsextremismus.

▶ @heywolfi
 ▶ @heyywolfi



**KATAPULT AUF DER
FRANKFURTER BUCHMESSE**
HALLE 3.0, D106

KATAPULT-ABEND
SAMSTAG 10.10., 19 UHR
 BUCH & WEIN, STUDIO POMPETTE
 Berger Straße 122

Rezensionen **Kunstbuch****Bewusstseinschärfung**

Jan-Werner Müller zur Architektur demokratischer Räume

Auf dem Cover ist der Grundriss des Nationalparlaments von Bangladesch in Dhaka zu sehen. Es stammt vom US-amerikanischen Architekten Louis Kahn (1901–1974). Begonnen in den Sechzigern, beendet 1983, wirkt der riesige Betonbau auf den ersten Blick wie ein Verteidigungsbau, der allerdings in Bangladesch, so Müller, mit den Worten beschrieben wird, dass er die Demokratie brachte. Dem Widerspruch zwischen der Wahrnehmung demokratisch errichteter Bauten und denen, die der Demokratie dienen, geht Jan-Werner Müller in seinem sehr anregenden Buch nach.

In drei Teilen erzählt er sehr assoziations- und kenntnisreich über Orte, die Demokratie räumlich prägen: der Platz, der Palast, das Haus des Volkes oder die Straße. Ziel ist es, laut Müller, das Bewusstsein für die Politik der Architektur und insbesondere für den Zusammenhang zwischen gebauter Umwelt und Demokratie zu schärfen. Deshalb hält er gleich zu Beginn fest, dass auf die Worte von Stararchitekten eher nicht zu hören sei.

Abschließend gibt Müller »sieben Bausteine zur Reflexion über Architektur und Demokratie« mit auf den Weg. Ein Buch zum Nachdenken über Bauten und Wahrnehmungen mit vielen historischen Blick- und Leseachsen, das sehr zu empfehlen ist.

BRITT SCHLEHAHN

■ Jan-Werner Müller: Straße, Platz, Palast. Zur Architektur demokratischer Räume. Edition Suhrkamp 2026. 267 S., 24 €

»Räume und einzelne Bauwerke mögen uns nicht in der Weise Demokratie bringen, wie es Kahns Parlamentsgebäude angeblich tut – doch ihre Analyse kann uns zu einem tieferen Verständnis dessen führen, was wir von Demokratie eigentlich wollen und was wir von ihr erwarten dürfen.« – aus »Straße, Platz, Palast«

Es geht seinen Gang

Fotografien von Bertram Kober und Auszüge aus dem Roman »Es geht seinen Gang« von Erich Loest

Zwei Welten treffen aufeinander: die Fotografien aus und um Leipzig von Bertram Kober (geboren 1961 in Leipzig) – Schwarz-Weiß-Aufnahmen aus den Jahren 1977 bis 1990 – und Textauszüge aus dem Roman »Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene« aus dem Jahr 1978 von Erich Loest (geboren 1926 in Mittweida, gestorben 2013 in Leipzig). Der Roman, der parallel in DDR und BRD erschien, zeigt das Leben in Leipzig; seine Nähe zur Wirklichkeit führte zu seinem Verbot. Loest verließ die DDR drei Jahre später; 1958 war er zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus in Bautzen verurteilt worden.

Kober, der von 1981 bis 1987 an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig Fotografie bei Evelyn Richter und Arno Fischer studierte, nahm bereits vor seinem Studium Plätze, Menschen und Bauten in seinem Umfeld – in der Straße des 18. Oktober – auf. In dem Neubauviertel, das zu Beginn der Siebziger entstand, lebte auch Wolfgang, der Hauptakteur in Loests Roman. Weitere Stationen von Wolfgang finden sich als Fotografien im Band – wie der damalige Karl-Marx-Platz (heute Augustusplatz) in Vorbereitung einer Veranstaltung zum Weltfriedenstag am 1. September 1986. Anderen Romansequenzen stehen

Fotografien aus dem Alltagsleben etwa im Grünauer Jugendclub oder im Zoo, von auf den Straßen und Plätzen inszenierten Kampfpapieren, Massenaufzügen oder Innenansichten von Betrieben gegenüber. So verschieden sind die Ausdrucksweisen nicht, geben sie doch viel von den Mühen der Zeit preis.

BRITT SCHLEHAHN

■ Bertram Kober: Fotografien 1977–1990. Es geht seinen Gang. Romanauszüge von Erich Loest. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2026. 120 S., 28 €



Formen des Protests

»Unvereint/vereint« ist ein künstlerisches Projekt der Hochschule für Grafik und Buchkunst zu Demonstrationen in Leipzig 1989 und Chemnitz 2018

Es ist dunkel, Menschen laufen auf dem Leipziger Innenstadtring entlang. In ihrer Mitte steht eine Holzkonstruktion, auf der eine Frau mit einer Kerze in der rechten Hand und mit dem linken Zeigefinger am geschlossenen Mund steht. Über ihr ist in Deutsch und Englisch zu lesen: »Mutig demonstrieren sie hier. Schweigend. Lasst uns in Erinnerung schweigen.« Dabei handelt es sich um den künstlerischen Beitrag von Asya Volodina (*1982 in Moskau) mit dem Titel »Meters of Silence«. Die Installation beim Lichtfest in Leipzig 2024 sollte die Menschen motivieren, schweigend entlang der sogenannten Runden Ecke – einst Sitz der Bezirksverwaltung des Ministeriums der Staatssicherheit – zu laufen und so an die Atmosphäre der Demonstrationen im Oktober 1989 zu erinnern. Im August 2018 zogen Rechtsradikale durch Chemnitz und skandierten dort, wie auf den Demos im Herbst 1989, »Wir sind das Volk«. Wer ist wir?

Das Buch, das sich dieser Frage stellt, entstand aus einem Seminar zum Thema »Aufbruch und Erinnerung« an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig, aus dem 16 Projekte von Studierenden und Absolventen der Geburtsjahrgänge von 1983 bis 2001

zum Lichtfest 2024 und zum Kulturhauptstadtjahr in Chemnitz 2025 entstanden. Neben Installationen und Projektionen sind auch ganz praktische Angebote zur Herstellung von Plakaten mit eigenen Forderungen von einer achten Klasse dabei. Den Band beschließen theoretische Beiträge aus dem Chemnitzer Rahmenprogramm, beispielsweise über eine soziologische Studie zur deutschen Einheit aus der Sicht von Jugendlichen oder über »Infrastrukturen des Gemeinsamen in Kunst und Kultur«. BRITT SCHLEHAHN

■ Sven Bergelt, Juliane Jaschnow, Dieter Daniels (Hg.): Unvereint/vereint. Taucha: Verlag Marian Arndt 2026. 200 S., 19,50 €



Antifaschistisch bauen

Ein Band zu gebauter und erdachter Architektur



Wie verbinden sich Bauende, Bauten und antifaschistische Geschichte und Theorie? Der Band von Andrew Santa Lucia und Daniel Jonas Roche, fantasievoll illustriert mit Zeichnungen von Lane Rick, geht dem in drei sehr lesenswerten Teilen nach und bringt Kuba, Spanien, Montenegro, Chile, Österreich und viele andere Orte der Welt zusammen mit Architekturtheorie, Rezeption, Bauten, Biografien und Vorschlägen für die Zukunft miteinander.

Ausgehend von ihrer Installation »ALANAR: An Altar to Antifascist Architecture« in Washington stehen im ersten Teil die Gründe der Beschäftigung mit dem Thema: die Fetischisierung der NS-Architektur und die Kritik an der neoliberalen Architektur der Ge-

genwart. Der zweite Teil stellt antifaschistische Architektinnen und Architekten wie Margarete Schütte-Lihotzky aus Österreich oder Svetlana Kana Radević aus Montenegro vor, außerdem antifaschistische Architektur wie den Karl-Marx-Hof in Wien. Im dritten Teil verhandeln die Autoren elf Paragraphen zum Planen und Bauen von antifaschistischer Architektur und beenden ihre Ausführungen mit anregenden Leitsätzen und Losungen zum Weiterdenken und -bauen.

Klares Urteil: Pflichtlektüre. Ein sehr informatives und wichtiges Buch, denn wie im Fußball und im Leben gilt in der Architektur: Alles ist politisch.

BRITT SCHLEHAHN

■ Daniel Jonas Roche, Andrew Santa Lucia: Antifascist Architecture. Illustriert von Lane Rick. Zürich: Park Books 2026. 256 S., ca. 38 €

Rezensionen Comic



Verwerfungen

In »Kreaturen« entdeckt Bianca Bagnarelli das beschädigte Leben

Menschen gehen um, Tiere erscheinen und verschwinden, schieben sich ins Zwischenmenschliche, wo höchst Merkwürdiges passiert. Flüchtige Kurzgeschichten hat die Zeichnerin Bianca Bagnarelli im Album »Kreaturen« versammelt. Manche scheinen kleinen Beobachtungen entsprungen zu sein, andere sind Tag- oder Albträume, vielleicht auch Selbsterlebtes.

Mal entfaltet sie eine Theorie über die ihr verhasste Philosophielehrerin und die Kraft der Liebe, mal geht es um einen plötzlich auftauchenden Wolf und eine Fremde, die ein Paar heimsucht. Man wohnt einem verkaterten Neujahrsmorgen mit Silvesterbekanntschaften bei und erwischt sie beim Prothesendiebstahl.

Bagnarellis lakonische Shortstories sind auf der inhaltlichen Ebene kleine Perlen, komisch, absurd, grotesk. Sie führen in schräge Situationen, überschreiten Grenzen, verhandeln nicht selten Verlust, Krankheit und Tod. Sie thematisieren das beschädigte Leben und erzeugen ex negativo auch die Lust aufs Leben.

Teilweise angeschnittene Sprechblasen, die nicht immer den ganzen Text erkennen lassen, wirken wie vernuschelte Sprache. Oft verhuscht scheinen die eher blassen, mitunter verwackelten Zeichnungen. Mal einmal vielfarbig, strahlen sie leider zu sehr eine digitale Kolorierung aus. Das bessert sich bei späteren Geschichten wie »The Match« und »Miriam«, wo auch die Mimik und Gestik der Figuren Ausdruckskraft gewinnen.

Insgesamt berühren die Geschichten, in die man hineingeworfen wird und die, ehe man sich richtig umschauen konnte, schon wieder enden. Bianca Bagnarellis Kreaturen, also geschaffene Wesen, sind flüchtige Geschöpfe. Sie leben in dem Moment, für den sie ihre Schöpferin geschaffen hat. Die Lesenden-schaft bleibt zurück und fragt sich, ob die vermisste Katze Milo je wieder auftauchen wird. TOBIAS PRÜWER

■ Bianca Bagnarelli: Kreaturen. Aus dem Italienischen von Myriam Alfano. Berlin: Reprodukt 2026. 224 S., 25 €

Los geht's

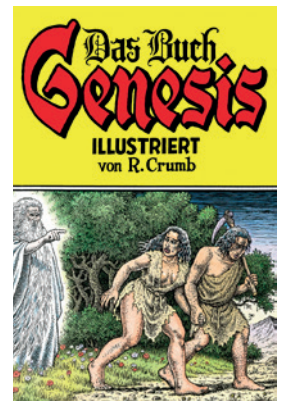
»Das Buch Genesis« von Robert Crumb

Schöpfungsmythen finden sich in allen Kulturen und Religionen. Das Buch Genesis aber ist sicher von seiner Wirkungsgeschichte, als Gründungsmythos der drei monotheistischen Weltreligionen, der einflussreichste. Die Geschichten von Adam und Eva, Noah und der Arche und die Wege von Moses und den Israeliten sind altbekannte Motive der Kunstgeschichte und wurden schon auf vielfältigste Weise in Literatur und Film verarbeitet. Und da sowieso schon jeder Stoff zu einer Graphic Novel verwurstet wurde, ist es wirklich nicht schlimm, dass der Carlsen-Verlag Robert Crumbs anspruchsvolle Bearbeitung der Genesis neu auflegt.

Robert Crumb gehört zu den Pionieren von Comics für Erwachsene, mischt seit den späten Siebzigern das Genre durch subversive Storys voll mit Sex, Drogen und linksradikaler Politik auf, wie auch in seinem bekanntesten Werk »Fritz the Cat«. Seine Bibelbear-

beitung erinnert ein bisschen an Pasolinis Verfilmung des Matthäusevangeliums: Schlichte, aber gut komponierte Bilder in kontrastreichem Schwarz-Weiß, in denen nur der biblische Originaltext zitiert wird. Der Zeichner schafft es, in seinen manieristischen Bildern mit den charakteristischen Gesichtszügen den Inhalt der Verse prägnant zu illustrieren, ohne etwas hinein-zudichten oder Details auszulassen. In Motiven und Bildaufbau finden sich subtil eingesetzte kunsthistorische Referenzen, so dass die Bilder ganz vertraut wirken. Es macht Spaß, viele der bekannten Geschichten wieder zu lesen, noch mehr, Neues zu entdecken, und man bekommt bei der liebevollen Gestaltung sofort Lust, das Buch Genesis von vorne bis hinten durchzu-lesen. Ein lohnender Stoff allemal, denn allem Anfang wohnt ein Zauber inne. THORSTEN BÜRGERMANN

■ Robert Crumb (Ill.)/Michael Hau (Lettering): Das Buch Genesis. Hamburg: Carlsen 2026. 224 S., 39 €



Doppelpunkt, Klammer auf

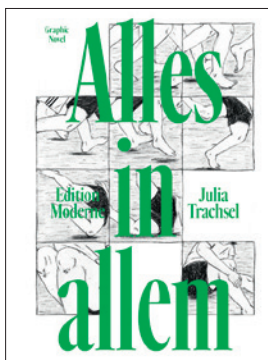
Julia Trachsel über das Ende als Kontinuum

Wer liest schon gerne vom Tod? Dabei können die Menschen doch eines besonders gut: sterben – und vergessen, dass sie sterben werden. So sieht es zumindest die Schweizer Comiczeichnerin Julia Trachsel. Mit nüchtern-reduziertem, aber gefühlvollem Zeichenstil erzählt sie in »Alles in Allem« von der Beiläufigkeit des Sterbens und der Banalität des Menschseins. »Wir verdrängen, was offensichtlich ist: dass Tod, Unfall, Krankheit Teil des Lebens sind, dass Störungen uns jederzeit treffen können.«

Die Graphic Novel beginnt mit einem Unfall – einem Busunglück, bei dem ein älterer Passant ums Leben kommt. Die namenlose Protagonistin wird als Zeugin von der Polizei befragt und verliert sich im Verhörzimmer zwischen Kindheitserinnerungen und dem Schock, der ihr das Reden erschwert. Ihre Gedanken kreisen dabei stets um die Frage: Warum gewöhnt man sich ans

Sterben? Der Comicautorin gelingt es, ihre Geschichte über Vergangenes und Gegenwärtiges nahtlos in die Zeichnungen übergehen zu lassen. Ein Stück Karopapier auf dem Verhörtisch verwandelt sich in ein Hasengehege, ein Taschentuch wird zu Butterpapier, ein ratternder Ventilator zum Autoreifen. Auch die Zeit dehnt sich in dem ausschließlich in schwarz-weißen Panels erzählten Comic, während die Gedanken und Erinnerungen der Protagonistin immer wieder vom Alltag eingeholt werden: Im Radio ertönt die Unfallmeldung, es folgen Verkehrsmeldungen und Wochenendgrüße – diese Beiläufigkeit, mit der das Leben einfach weiterläuft, ist es auch, die Trachsel selbst am meisten fasziniert: »Manchmal kann man nichts tun, außer zusehen, wie sich darum bemüht wird, den Normalzustand wiederherzustellen. Ein äußerst fragiler Zustand.« LUZIE GÄNSLMAYER

■ Julia Trachsel: Alles in Allem. Zürich: Edition Moderne 2026. 240 S., 28 €



Ein neues Licht auf Jaroslav Klecans Leben

»Der Idealist« wurde mit einer Agenda verfasst – und die tropft aus jeder Pore

Marek Toman und Stanislav Setinský erzählen in »Der Idealist« die Geschichte des tschechischen Kommunisten und Freiheitskämpfers Jaroslav Klecan. Als Parteisekretär der kommunistischen Partei meldete er sich freiwillig für die Internationalen Brigaden, die in Spanien gegen Franco kämpften. Von dort kam er über Frankreich und Deutschland zurück nach Tschechien und schloss sich dem Widerstandskampf gegen das Dritte Reich an. 1943 wurde er verhaftet und noch im selben Jahr hingerichtet. Die Graphic Novel verknüpft diesen Lebensweg mit einer ebenfalls realen Liebesgeschichte und möchte dabei vor allem eines: Klecan als kommunistischen Helden rehabilitieren. Um das zu verdeutlichen, schreckt Toman auch nicht davor zurück, Klecan direkt zum Leser sprechen zu lassen – um sicherzustellen, dass Kernbotschaften wie: »Das liegt alles am Kapitalismus!« auch wirklich ankommen. Das ist schade, denn ansonsten ist der Illustrationsstil in seiner Reduktion überzeugend und vermittelt durchaus ein bedrückendes Gefühl, das zu den Zwangslagen der Figuren passt. Die Texte wiederum sind leider häufig etwas plump und verbergen ihr Ziel nicht. Eventuell lässt sich dies damit erklären, dass das Buch vor allem den historischen Blick auf Klecan ändern möchte, der bisher durch die »Reportage unter dem Strang« von Julius Fučík eher negativ geprägt war. Für jemanden, der all das gar nicht weiß, gibt es im Anhang ein ausführliches Dossier, das unter anderem über neu gefundene Briefe berichtet, die das veränderte Klecan-Bild in diesem Comic begründen. Der Grundgedanke der Erzählweise ist also sicher edel. Die Ästhetik ordnet sich aber leider zu häufig dem Idealismus unter. JOACHIM KERN

■ Marek Toman (Text)/Stanislav Setinský (Ill.): Der Idealist. Aus dem Tschechischen von Katharina Hinderer. Wien: Bahoe Books 2026. 127 S., 38 €



Völlig durchgeknallt

Schamlos wie nie und grafisch-opulent meldet sich Régis Loisel zurück

Das letzte Haus am Rand des Waldes« heißt die völlig durchgeknallte Geschichte, die Régis Loisel hier hingetuschelt hat. Entworfen hat sie der jüngere Autor Jean-Blaise Djian, den man vor allem durch die Comics um die Pilotin »Liberty Bessie« kennt. Im vorliegenden Album lassen beide ihrer Fantasie freien Lauf.

Loisel ist seit den 1980ern ein weltweit bekannter Star. Der Franzose hat sich mit seiner vierbändigen Fantasy-Geschichte »Auf der Suche nach dem Vogel der Zeit« an die Spitze katapultiert. Und seinen eigenen Stil epischer Figurendarstellung entwickelt, der deutlich aus der Ligne claire stammt. Mit seiner eigenwilligen Adaption von »Peter Pan« entwickelte er diesen weiter zu leicht zittrigem, aber demonstrativ gesetztem Tuschestrich und sinistrem Realismus.

Letzterer prägt ebenfalls die Story über das große Anwesen am Waldesrand, irgendwo in der Provinz unweit von Paris. Ist Loisels Peter Pan dunkel und hart, beschäftigt sich mit Armut, Missbrauch und Gewalt, so spiegelt sich das auf noch härtere Art im neuen Werk. Nur, dass hier auf mehreren Ebenen damit gespielt wird.

Der Plot lässt sich so skizzieren: Ein hässlicher Briefträger hält sich für den Beau schlechthin, hat aber bei den Frauen keinen Erfolg. In besagtem Gebäude lebt er mit seiner Mutter, die ihren Ehemann mittels Voodoo in eine sprechende Büste verzaubert hat. Fabelwesen und lebendige Objekte wie Schwimmhilfen treiben hier ihr Unwesen. Als eine Prostituierte erscheint, stellt sich alles auf den Kopf, Kopulationsmomente inklusive. Eine Type wie Arsène Lupin bricht ein und wird im Tropenhaus von fleischfressenden Pflanzen verspeist. Sinn geht unter im Drunter und Drüber. Die Zeichnungen strotzen vor Lust, Humor und Aberwitz. Dieser hemmungslose Bilderreigen geht in die Vollen und liest sich als herrlich derber Spaß. TOBIAS PRÜWER

■ Jean-Blaise Djian (Text)/Régis Loisel (Ill.): Das letzte Haus am Rand des Waldes. Aus dem Französischen von Harald Sachse. Bielefeld: Splitter 2026. 168 S., 35 €

These Girls Forever!

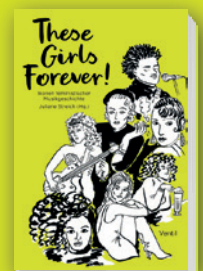


Ikonen feministischer Musikgeschichte

Buchpräsentation
mit Herausgeberin
Juliane Streich und
zahlreichen Autor:innen

9. Oktober: Frankfurt
Vogel Strauss
im Bethmannhof

10. Oktober: Mainz
Buchladen Cardabela



ventil-verlag.de



Demiurgen vorm Herrn

»Die Weltenerschaffer« ist eine fantastische Hommage an J.R.R. Tolkien und C.S. Lewis

Worldbuilding« ist als Qualitätskategorie in der Fantasyliteratur zum festen Begriff geworden. Bewertet werden in dieser die Komplexität und Plausibilität einer fiktiven Welt und der Detailreichtum, mit dem sie geschildert wird. Dass Fantasy zum Erwachsenengenre wurde, über das ernsthaft diskutiert wird, ist Pionieren wie J.R.R. Tolkien und C.S. Lewis zu verdanken. Den Schöpfern von Werken wie »Der Herr der Ringe« und »Die Chroniken von Narnia« widmet John Hendrix einen Verbeuge-Comic, der selbst von großer Kunst zeugt.

Im Zentrum steht die Freundschaft der beiden Männer, die sich in den 1920ern in Oxford begegnen. Beide haben familiäre Schicksalsschläge verarbeiten müssen, mussten die Urkatastrophe des Ersten Weltkriegs an der Front miterleben. Und beide teilen die Freude an der Fiktion, am Mythos und am Weltenerschaffen. Im an der Ligne claire geschulten, durch Schraffuren und Strukturen erweiterten Zeichenstil lässt Hendrix biografische Stationen beider lebendig werden. Natürlich fehlt der literarische Literaturzirkel Inklings nicht. Aber auch weniger Bekanntes ist zu erfahren. Etwa, dass Lewis lange mit seinem Glauben haderte; was verwundert, sind die christlichen Bezüge im Narnia-Multiversum doch frappierend.

Wie sich beide bestätigen, ist interessant genug. Aber durch seine Erzähler, natürlich ein Löwe und ein Zauberer, ermöglicht der Autor auch Reflexionen über die Funktion des Mythos. Was diesen von Epen und Märchen scheidet und welche neuen Verbindungen die Fantasy knüpft, wie einst Kankra ihr Spinnenlauer-Netz. Man kann sogar wie in alten Abenteuerlesebüchern zwischen den Seiten hin- und herspringen. Wissen, Witz und Eleganz zeichnen diesen famosen Kniefall vor den Freunden der Fiktion aus, der mit motivischen Anspielungen auf die Welten der beiden nicht geizt. TOBIAS PRÜWER

■ John Hendrix: Die Weltenerschaffer. Von Mittelalter bis Narnia: Die fantastische Freundschaft von C.S. Lewis & J.R.R. Tolkien. Aus dem Englischen von Anna Opel. München: Kneisebeck 2026. 224 S., 30 €



Putins Berater

»Der Magier im Kreml« katapultiert bildgewaltig ins Zentrum russischer Macht

Muss nun noch ein Comic erscheinen, nachdem der in 33 Sprachen übersetzte Erfolgsroman schon auf der Leinwand flimmerte? »Müssen« ist vielleicht das falsche Wort. Aber Luc Jacamons Übersetzung in die sequenzielle Erzählung lohnt sich vor allem wegen der grafischen Qualität.

Im 2022 erschienenen Roman »Le mage du Kremlin« von Giuliano da Empoli geht es um einen Berater, mit dem Wladimir Putin gemeinsam die Spitze des russischen Staates erklimmt. Die fiktive Figur ist an einen echten Berater angelehnt; da Empoli bringt eigene Erfahrungen mit. Er beriet die italienische Regierung von Matteo Renzi.

Wadi Baranow ist Künstler und avantgardistischer Theaterregisseur, der mehr will. Über gute Verbindungen wird er zu Putins Ratgeber oder besser: Gedanken-Ping-Pong-Spieler. Denn der Regierungschef lässt sich nichts vorschreiben, aber schärft im Austausch mit Baranow seine Strategien. Die Geschichte wiederholt die bekannten Stationen und frischt so Historie auf.

Der Zeichner Luc Jacamon, bekannt für die »Killer«-Reihe, erweist sich im Album als Meister des belgisch-französischen Zeichenstils. Realistisch sind die Zeichnungen aus hauchdünnem Strich, die Gestik und Mimik der Protagonisten ist plastisch eingefangen. Für den Eindruck von Dreidimensionalität sorgen die Tuschkolorierung und Schatten. So vermitteln Bilder vom Tschetschenienkrieg und vom explodierenden Atom-U-Boot »Kursk« Beklemmung. Beeindruckend sind Landschaften, Tierdarstellungen und Stadtscenarien im Schnee. Zugleich ruft diese Art der Zusammenfassung noch einmal ins Gedächtnis, dass der Westen hätte gewarnt sein können, mit Russland mehr als Appeasementpolitik zu betreiben. Denn natürlich geht Putin über Leichen.

Die visuelle Ebene zieht die Lesenden ins Album hinein und sorgt dafür, dass man es in einem Rutsch durchfliegt – nur immer wieder innehaltend, um über die Schönheit der Zeichnungen zu staunen. TOBIAS PRÜWER

■ Luc Jacamon: Der Magier im Kreml. Hamburg: Schreiber & Leser 2026. 144 S., 29,80 €

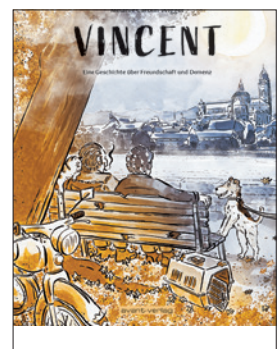
Männerfreundschaft par excellence

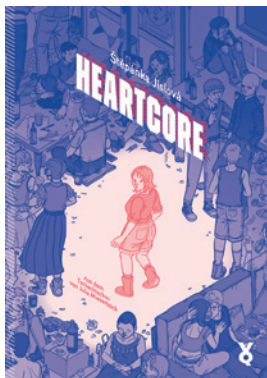
Melanie Wiggers »Vincent« ist eine wundervoll traurige Geschichte über Demenz

Als Robert bemerkt, dass sein Freund Vincent zunehmend unentschuldig beim Stammtisch fehlt, sucht er ihn zu Hause auf, um der Sache auf den Grund zu gehen. Anders als die anderen Männer vom Stammtisch ist er ernsthaft besorgt und muss schnell feststellen, dass diese Sorge nicht unberechtigt ist. Zunehmend wird es schwieriger für Vincent, seinen Alltag zu meistern, und Robert hilft, gemeinsam mit Vincents Nachbarin, so gut er kann. Doch irgendwann muss Vincent in ein Heim, wo ihn nur noch seine Tochter und Robert regelmäßig besuchen kommen.

Die Geschichte eines älter werdenden Mannes, der die verschiedenen Stadien der Demenz erlebt, birgt natürlich eine grundsätzliche Traurigkeit in sich, erzählt sie doch von einer der größten Ängste des Menschen: im Alter nach und nach aus dem Leben zu verschwinden. Die Stärke von Wiggers Graphic Novel liegt darin, diese Traurigkeit nicht pathetisch werden zu lassen und zugleich ein unglaubliches Gefühl davon zu vermitteln, wie Vincents Verstand immer weiter aus den gewohnten Bahnen fällt. Die Verbindung aus Sprache und Bild sowie die Anordnung der Panels im Verlauf des Buches überzeugen auf ganzer Linie. Besonders eindrücklich gestaltet sind die Seiten, die die Innenwelt des zunehmend dementer werdenden Vincent verbildlichen und so ohne viele Worte einen Eindruck davon vermitteln, wie sich die Figur fühlt. Die Graphic Novel nutzt alle Potenziale des Mediums, um einen intimen Einblick in die Figuren zu ermöglichen, der durch eine bewusste und zugleich reduzierte Farbgebung noch unterstrichen wird. Melancholie und Klarheit sind dabei kunstvoll ineinander verwoben und die Aufopferung Roberts für seinen alten Freund hinterlässt einen nach der Lektüre bestärkt und nachdenklich zugleich. JOACHIM KERN

■ Melanie Wigger: Vincent. Berlin: Avant 2026. 240 S., 30 €





Štěpánka sucht die Liebe – und findet sich selbst

Štěpánka Jislová setzt sich schonungslos mit ihrem Gefühlsleben auseinander

Wer und was macht uns zu dem, was wir sind? – Dieser Frage geht die Protagonistin Štěpánka in dieser seicht beginnenden Coming-of-Age-Story auf den Grund, indem sie ihre vermeintliche Beziehungsunfähigkeit, die sich seit ihrer Pubertät durch ihr bisheriges Leben zieht, zu erklären sucht. Ex-Freunde, das Verhältnis zu den Eltern, besonders ein traumatisches Erlebnis aus ihrer Jugendzeit: Alle diese Personen und Ereignisse werden auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede untersucht, um Dynamiken und wiederkehrende Beziehungsmuster zu finden und idealerweise durchbrechen zu können. Diese Herangehensweise mündet zwischenzeitlich in einen an Liv Strömquist erinnernden Theorieteil, allerdings deutlich besser gezeichnet.

Generell ist der Stil aufgeräumt mit klaren Linien und deutlich umrissenen Konturen, und es wird nichts beschönigt: die Enge des Elternhauses, der bauliche Verfall der Kindheitsarchitektur und die rüdeligen Kneipen und vermüllten WG-Partys der Gegenwart – Jislová zeigt es in Schwarz, Weiß, Grau und Rot. Besonders die Gesichter der Figuren sprechen häufig Bände.

Die Geschichte trägt auch über die Länge, da die Figuren vertrauter werden und an Štěpánkas Beispiel Zwischenmenschliches allgemein verhandelt wird: Was ist Liebe? Bedeutet sie für zwei Menschen das Gleiche? Wofür lohnt es sich zu kämpfen? Welchen Dämonen sollten wir uns stellen? Und welchen besser nicht allein?

Die Stil- und Storytellingentscheidungen sind sämtlich richtig getroffen, die Graphic Novel ist inhaltlich und ästhetisch aus einem Guss. Mit einigen Seiten zur Stilfindung und einem Nachwort zum Thema Autofiktion eröffnet Jislová eine Metaebene, die die Publikation komplett abrundet. »Heartcore« ist keine leichte Liebesgeschichte, sondern eine Geschichte über eine Trennung, die eine Weile nachhallt. MARTIN BURKERT

■ Štěpánka Jislová: Heartcore. Aus dem Tschechischen von Julia Miesenböck. Berlin: Voland & Quist 2026. 240 S., 26 €

Psychedelische Wüsten-Metamorphosen

Monumental: Drei neue Moebius-Werke feiern die Grafiklegende

Wir leben in einem Moebius-Jahr. Nicht, weil in den krisengeplagten Zeiten und Wirrnissen zwischen oben und unten nicht mehr zu unterscheiden ist und alles ineinander übergeht. Der Grund ist profaner: Der legendäre Zeichner Moebius feiert eine Art Comeback mit drei deutschen Neuerscheinungen.

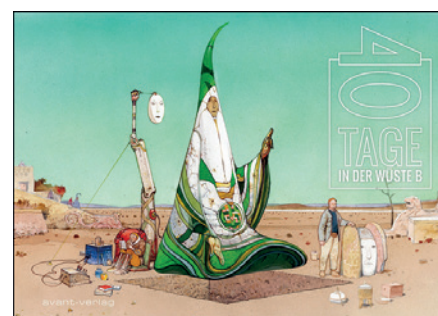
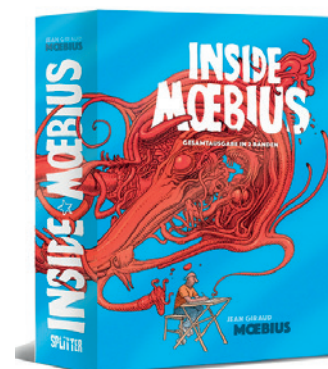
»Inside Moebius« ist das persönlichste Werk des Erfinders von Science-Fiction-Welten und spitzhütigen Drachenreitern. Wie in einem Kopfkino lässt der Autor viele seiner Figuren auftreten. Ein Rezensionsexemplar lag bis Redaktionsschluss leider noch nicht vor. Dafür überzeugt »40 Tage in der Wüste B« als wortlose Meditationen über Westernszenerien und Innerlichkeit. Nicht Jesus erscheint, sondern präkolumbianische Wesen. Fremdartige Welten tun sich auf in den Sandflächen, Flora und Fauna verändern sich, Maschinenmutationen rauschen vorbei. Das hat etwas Psychedelisches, wenn man sich in den beeindruckenden – zum Teil schwarz-weißen – Zeichnungen verliert. Zwischen Monumentalem, das in haarfeinem Strich festgehalten ist, zeigen sich viele kleine Details und manch ein gezeichneter Witz. Ob man hier noch von Narration sprechen kann, ist diskutabel und obliegt dem persönlichen Blick. Diese 1999 entstandene Arbeit schließt im Stil an die nicht kolorierte Serie »Die hermetische Garage« an, von der ein neuer Band just erschienen ist.

In »Jäger und Gejagter« tritt der Schöpfer eines mehrdimensionalen Asteroiden, Major Grubert, gegen sich selbst an. Wie gewohnt ist er im Kolonialstil mit Tropenhelm gekleidet, warum, weiß man nicht. Ein geheimer Kult will ihn ermorden, er flüchtet in den Gegenangriff durch Psychoanalyse. Nachdem er Metamorphosen – ebenfalls in der Wüste – durchstanden hat, dämmert er als Museumswärter dahin. Auch dieser Band besticht durch Moebius' grafische Meisterschaft. Erneut tun sich monumentale Totalen auf, der Strich hingegen ist fein ziseliert. Vor dem 2012 Verstorbenen muss man niederknien und dieses Moebius-Jahr einfach feiern. TOBIAS PRÜWER

■ Moebius: 40 Tage in der Wüste B. Aus dem Französischen von Lilian Pithan. Berlin: Avant 2026. 168 S., 40 €

■ Moebius: Die hermetische Garage – Jäger und Gejagter. Aus dem Französischen von Lilian Pithan. Berlin: Avant 2026. 64 S., 30 €

■ Moebius: Inside Moebius. Aus dem Französischen von Harald Sachse. Bielefeld: Splitter 2026. 760 S., 99 €



ANZEIGE

**Sie lügen
wie gedruckt.
Wir drucken,
wie sie lügen.**

jungewelt.de/probeabo

Tel.: 030/53 63 55-84
abo@jungewelt.de



**Die Tageszeitung
junge Welt**

Erst Blut, dann Öl

US-Militär kapert venezolanischen Öltanker im Nordatlantik. Trump erpresst Caracas und zwingt dem Land Rohstoffdeal auf. Von Volker Hermsdorf



Klingensichtes → 12
Obstabsichtige
Kälte töte
der Staat
gescheher

Rezensionen Kinderbuch

Bodyshaming und soziale Gerechtigkeit

Daniela Dröschers Jugendbuch »Mädchen allein zu zweit« schafft Kontinuitäten

Issa und Grace können sich aufeinander verlassen. Gemeinsam pendeln sie zu einer Internatsschule. Das Geld fürs Internat können ihre alleinerziehenden Mütter eigentlich nicht aufbringen. Der Sommer, in dem sie 16 Jahre alt werden, stellt sie und ihre Freundschaft vor anhaltende Proben. Grace' Brüstewachstum schmerzt. Sie, die Queen of Argumentation, furchtlos bis leichtsinnig, sucht nach Lösungen und fordert Hilfe für sich ein. Issa ringt mit den Schulschulden ihrer Mutter und überhäuft sich mit Nebenjobs. Sie verliebt sich und rangelt mit SIR. Der ist ein rich kid und wohnt mit seiner Bank-Mom, Cruella de Vil, in einer Villa. Außerdem kümmert sich Issa noch um ihre Schwester Livvie, die seit der Trennung der Eltern nicht mehr spricht. Issa wird zur Geheimnisträgerin vieler, während sich ihre Mutter im Spagat in der Zu-

wendung zwischen ihren beiden Töchtern und deren Lebensunterhalt befindet. Auch Issas Vater ist keine Hilfe, aber Issa hat Grace und Grace Issa und gemeinsam behaupten sie ihren Platz in der Welt. Die szenischen Kapitel wechseln sich mit Grace' Alphabet des Geldes und Livvies Tagebucheinträgen ab.

Dröschers ist nah an den Themen, dicht am Leben der Jugendlichen und ihrer Perspektive zu Knutschen und Sex, Freibadpartys und Armut, Reichtum und Klima, sozialer Gerechtigkeit und Schwangerschaftsabbrüchen. Unterstützt werden die beiden Mädchen durch ihren Politiklehrer Fuchs, der klare Positionen bezieht und Ungleichheitsverhältnisse kritisiert. Das Buch überzeugt durch seine Nähe und seine Form.

SUSE SCHRÖDER

■ Daniela Dröschers: Mädchen allein zu zweit. Weinheim: Beltz & Gelberg 2026. 192 S., 18 €, ab 12 J.



Gratis fährt die Fantasie

Von einer besonderen Bahnfahrt erzählt Paulina Rauhs »Was ihr nicht seht«



Wie so viele Kinderbücher ist auch »Was ihr nicht seht« keine durchgängige Geschichte, sondern eine Einladung zum Entdecken, Staunen und Geschichtenerzählen. Die Rahmenhandlung – Lino möchte seinen besten Freund Basti per Bahn besuchen – ist genau das: ein Rahmen. In diesem entsteht nun auf jeder Seite eine neue Welt mit eigener Stimmung.

Dabei hebt sich die bunte Kinderfantasie deutlich von der einfarbtönigen Erwachsenenwelt ab. Die ideenreichen Illustrationen sind durchweg hübsch gelungen und könnten auch Dixit-Karten schmücken; so entstehen Wimmelbilder des magischen Realismus. Hier und da werden kleine Anspielungen für Erwach-

sene eingestreut, was erfahrungsgemäß den Vorlese-spaß erhöht.

Die Texte zu den Szenen sind unterschiedlich geraten, mal sehr detailliert und mit Bezeichnung einzelner Charaktere, mal nur allgemein das Thema umreißend. Auf diese Weise wird mal mehr und mal weniger die eigene Fantasie angeregt. Dass die Botschaft etwas arg offensichtlich ist und der Klappentext bereits die Geschichte erzählt, ist angesichts des Schauwertes vernachlässigbar. Diese bildgewordene Hitparade der Tagträume ist einen zweiten und dritten Blick wert.

MARTIN BURKERT

■ Paulina Rauhs: Was ihr nicht seht. Trier: Buchfink 2026. 20 S., 22 €

Schlafende Tierwelten

»So schlafen die Tiere« verbindet Sachwissen mit atmosphärischen Illustrationen

Das Kinderbuch »So schlafen die Tiere« nimmt kleine wie große Leserinnen und Leser mit auf eine informative Entdeckungsreise durch die nächtliche Natur und zeigt, wie unterschiedlich Tiere Schlaf finden. Das Buch von Jiří Dvořák und der Illustratorin Marie Štumpfová in der Übersetzung von Andreas Trettner erzählt vom Seetotter, der sich im Seetang verankert, damit ihn die Strömung nicht fortträgt, vom Mauersegler, der im Flug schläft, oder auch von der Haselmaus, die sich zu einem weichen Knäuel zusammenrollt. Immer wieder gelingt es, wissenschaftliche Fakten in anschauliche Bilder zu übersetzen, die von einer ruhigen Atmosphäre geprägt sind. Allerdings setzt der Text ein höheres Sprachverständnis voraus, als das Bilderbuchformat zunächst erwarten lässt. Die sachlichen Informationen sind dicht formuliert und erschließen sich im gemeinsamen Lesen oft erst durch Nachfragen oder Erklärungen. Den visuellen Rahmen bildet die kunst-

volle Arbeit der Prager Illustratorin Marie Štumpfová. Mit gezielt abgestimmten, gedeckten Farbpaletten von kühlen Nachtblautönen über meeresfrische Nuancen bis hin zu warmen Wüstentönen fängt sie die jeweilige Atmosphäre der Lebensräume treffsicher ein und entwickelt auf einer Doppelseite für jeden Lebensraum der Tiere eine eigene Stimmung. Leider liegen aber die Helligkeitswerte von Schrift und Farbe zu nah beisammen. Auch wenn sie sich ästhetisch in die Farbpalette der Bilder einfügen, gehen das typografische Design und die Farbwahl zu Lasten der Lesbarkeit des Textes. Dadurch ist »So schlafen die Tiere« eher nicht als Gute-Nacht-Buch geeignet, sondern es ist ein sachlich fundiertes und ästhetisch gestaltetes Buch zum gemeinsamen Betrachten und Erklären ab dem Vorschulalter.

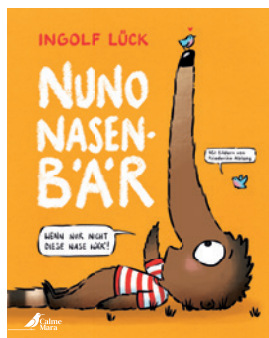
MANJA REINHARDT

■ Jiří Dvořák (Text)/Marie Štumpfová (Ill.): So schlafen die Tiere. Aus dem Tschechischen von Andreas Trettner. Frankfurt/Main: Moritz 2026. 40 S., 18 €



»Zack und weg.«

– aus »So schlafen die Tiere«



»Nuno Nasenbär« erzählt von der Aussöhnung mit einem besonderen Riechorgan

Viele Kinder kennen das: Irgendetwas an ihnen sticht hervor, ein Körperteil oder eine Eigenschaft.

»Nuno Nasenbär« ist eine Wohlfühl-Geschichte für jüngere Kinder zum Vorlesen. Auf den bunten Seiten ist eine Menge los: Es gibt Texte, Sprechblasen, Panels und größere Bilder ohne Rahmen. Viele Figuren, die das Geschehen kommentieren, sorgen für Ablenkung. Das macht es nicht immer einfach, dem roten Faden zu folgen, kann aber zum interaktiven Vorlesen anregen. ANDREA KATHRIN KRAUS

■ Ingolf Lück/Hannah Schenk (Text), Friederike Ablang (Ill.): Nuno Nasenbär – Wenn nur nicht diese Nase wär! Bielefeld: Calmemara 2026. 32 S., 22 €, ab 4 J.

»Die Nacktschnecke« ist ein ganz wundervolles Sachbilderbuch

Einem vierjährigen Regenwurmfreund kann man dieses Buch sehr gut vorlesen, die Illustrationen und die Typografie dürften aber auch noch Grundschul-
kinder ansprechen, die bereits zwischen cool und un-
cool unterscheiden. Jede Doppelseite gibt Anlass zum
Kichern und damit zum vergnügten Lernen sowie
zum unbeschwerten Umgang mit einem zweifelsoh-
ne glitschigen Tierchen, das man aber eben gar nicht
eklig finden muss. Möge das Buch also dazu beitragen,
dass künftige Generationen von Amrum-Gästen recht
viele österreichische Kinder schreien hören: »COOO-
OOOOOL!!! A NACKTSCHNECK!!!« BENJAMIN HEINE

■ Elise Gravel: Die Nacktschnecke. Aus dem Englischen von Juri Johansson. Berlin: Kraus 2026. 32 S., 17 €, ab 3 J.



Marcus Pfister 

Der Regenbogenfisch

32 Seiten / ab 4 Jahren

ISBN: 978-3-314-00581-7

DER REGENBOGENFISCH

**Samstag, 10.10.
10 bis 11.30 Uhr**

Congress Centre,
Raum Illusion
Lesung mit
Marcus Pfister und der
Augsburger Puppenkiste,
Signierstunde

**Sonntag, 11.10.
11 bis 12 Uhr**

Halle 4, Stand F21
Signierstunde mit
Marcus Pfister



Nord
Süd



Zwischen Liebe und Konflikt, Himmel und Hölle

»Geschwistergeknister« zeigt Kindern die vielen Facetten des Geschwisterhabens, -seins und -nichthabens

Geschwisterbeziehungen können die längsten Beziehungen im Leben eines Menschen sein. Sie prägen die Persönlichkeit, das Streitverhalten, den Umgang mit Gefühlen und die Entwicklung. Zeit, dass ein Kinderbuch sich des Themas annimmt und die zahlreichen Aspekte für Kinder (mit Geschwistern oder ohne) beleuchtet.

Jede Doppelseite widmet sich einer Dimension des »Geschwistergeknisters«: »Geheimnisse und Geheimnisse«, »Himmel und Hölle« oder »Gerecht und ungerecht« heißen diese zum Beispiel und darin zeigt sich schon die große Ambivalenz, die dem Thema innewohnt – diesem stetigen Auf und Ab zwischen Liebe und Konflikt und dem vielen Dazwischen. Sexualpädagogin und Autorin Katharina von der Gathen und Illustratorin Anke Kuhl begegnen dem Geknister mit einem milden und annehmenden Blick ohne Wertung und erhobenen Zeigefinger und mit viel Gespür für die diversen Konstellationen von Geschwisterbe-

ziehungen in modernen Familien. Das eingestreute »Extra-Wissen für Geschwister-Spezialisten« aus Geschichte und Neuzeit bietet noch zusätzliche, interessante und verblüffende Anekdoten zum Beispiel zu berühmten Geschwistern wie die Gebrüder Grimm oder die Klitschko-Brüder.

Als Team erprobt, haben von der Gathen und Kuhl für Kinder schon das Körperlexikon »AnyBody« und zwei Aufklärungsbücher basierend auf echten Kinderfragen herausgebracht (»Klär mich auf« und »Klär mich weiter auf«). So sensibilisieren sie auch in ihrem neuesten Werk für das Erkennen und Setzen von Grenzen. Kuhls farbenfrohe und detailreiche Illustrationen zeigen oft witzige, mal gefühlvolle kleine Szenen voller Tiergeschwister, Dialoge und Übersichten bis hin zu kleinen Comics und bieten damit viel Abwechslung und kleine Schmunzelmomente. Ein Buch zum Immer-wieder-neu-Entdecken! KAROLINE MARX

■ Katharina von der Gathen (Text)/Anke Kuhl (Ill.): Geschwistergeknister. Leipzig: Klett Kinderbuch 2026. 56 S., 18 €, ab 5 J.

Die Last des Festhaltens

Rebecca Gugger und Simon Röthlisberger beschreiben in ihrem Bilderbuch die Schwerkraft der Erwartungen

Wer die Bodenhaftung verliert, muss nicht zwingend fallen. Manchmal beginnt er einfach zu schweben. Rebecca Gugger und Simon Röthlisberger erzählen in »Die fabelhafte Geschichte von Herrn Leopold, der schweben konnte« von einem Mann, der diese Fähigkeit seit seiner Geburt besitzt. Für Leopold ist das Schweben zunächst selbstverständlich. Er schläft unter den Sternen und verbringt seine Tage zwischen den Wolken. Seine Umwelt reagiert jedoch mit Sorge. Eine Welt, die auf Ordnung und Verankerung setzt, kann mit unberechenbarer Leichtigkeit wenig anfangen. Also hängen Verwandte und Bekannte dem jungen Leopold Ratschläge, Ängste und schließlich handfeste Gewichte an. Als er schon alt und grau ist, erscheint Mathilda vor seinem Fenster und erinnert ihn, dass manches nicht verloren geht, sondern nur in Vergessenheit gerät.

Gugger und Röthlisberger unterbrechen ihre Erzählung immer wieder mit pseudowissenschaftlichen

Skizzen, Höhendigrammen und Notizen besorgter Schwebeforscher. Humor entsteht dabei nicht durch Überzeichnung, sondern aus der Ernsthaftigkeit, mit der das Absurde behandelt wird. Text und Bild greifen gekonnt ineinander und dem Schweizer Kreativduo gelingt einmal mehr eine beeindruckende Geschichte über Konformität, gesellschaftliche Erwartungen und die Frage, was mit der kindlichen Leichtigkeit geschieht, wenn das Leben immer schwerer wird. Besonders überzeugend ist die leichte und klare Bildgestaltung. Das Bilderbuch lässt Kinder an seiner Fantasie teilhaben und bietet Erwachsenen einen Anlass, über die auferlegten Gewichte nachzudenken. Am Ende bleibt weniger die Frage, warum Leopold schwebt, sondern warum die anderen so viel Mühe darauf verwenden, ihn am Boden zu halten. MANJA REINHARDT

■ Rebecca Gugger, Simon Röthlisberger: Die fabelhafte Geschichte von Herrn Leopold, der schweben konnte. Zürich: NordSüd 2026. 48 S., 18 €, ab 4 J.



»Vielleicht ist Schweben einfach das Gegenteil von Festhalten.«

– aus »Die fabelhafte Geschichte von Herrn Leopold, der schweben konnte«

Vom Wert der Gemeinschaft

Catherine Adufe Folawiyo Debüt bietet Unterstützung und Expertise

Nach einer gemeinen Bemerkung einer Mitschülerin über ihre Haare ist Lara traurig und fühlt sich nicht länger zugehörig. Ihre große Schwester versucht sie zu trösten, indem sie Lara in den titelgebenden Haarkunstshop mitnimmt und ihr damit eine neue Welt eröffnet. Dort erfährt sie viel Empowerment, fachkundige Beratung und inspirierende Gedanken aus ihrer Gemeinschaft. Viel Wissenswertes über die verschiedenen Arten, Haare frisieren, tragen und pflegen zu können, ist zu erfahren, inklusive überraschender historischer Hintergründe. Dies ist durch die dialogische Erzählweise und die farbenfrohen Illustrationen so organisch in die Handlung eingebunden, dass es weder trocken noch didaktisch wird.

Der Stil wechselt zwischen comicartigen Sequenzen und klassischeren Illustrationen, mal liegt der Fo-

kus klar auf einer bestimmten Situation, an anderer Stelle kann im Großen Kleines entdeckt werden. Die Perspektive bleibt konstant frontal in der Draufsicht, so dass ein wenig der Eindruck einer Theaterbühne entsteht. Diese stilistische Beschränkung fällt jedoch kaum ins Gewicht.

Das Aufzeigen struktureller Diskriminierung und Ausgrenzungserfahrungen aufgrund äußerer Merkmale gelingt Folawiyo spielerisch beiläufig, so dass die Botschaft ganz ohne pädagogischen Zeigefinger auskommt. Zudem liegt der Fokus nicht auf Lara als Diskriminierte, sondern als durch ihre Gemeinschaft Gestärkte, so dass sie zufrieden feststellen kann: »Hauptsache, ich bin ich!« MARTIN BURKERT

■ Catherine Adufe Folawiyo: Der Haarkunstshop – Einmal glatte Haare, bitte! Leipzig: Orlanda 2026. 26 S., 21 €

»Mit dem Band im Haar fühlt es sich an, als sei Mama ganz nah.«

– aus »Der Haarkunstshop«





**»Ich fange mal
beim Urschleim
an: im Pilz-
geflecht.«**

– aus »Wissenswertes aus
der Welt der Pilze«

Nachrichten aus dem Myzel

»Myko« verwandelt ein Sachbuch in eine ungewöhnliche Zeitschrift

Wie würde eine Zeitschrift aussehen, wenn Pilze ihre eigene Redaktion hätten? Jiří Dvořák und Daniela Olejníková sowie der Übersetzer Mirko Kraetsch beantworten diese Frage mit »Myko. Wissenswertes aus der Welt der Pilze«. Statt eines klassischen Kindersachbuchs entwerfen sie ein fiktives Magazin als Sammelbandausgabe, von und für Pilze und für alle Interessierten. Zwischen den Monaten Schwammuar und Lorchelembler erscheinen Reportagen, Interviews, Leserbriefe und wissenschaftliche Kolumnen. Der Perspektivwechsel ist weit mehr als eine originelle Spielerei. Dvořák vermittelt erstaunlich präzise naturwissenschaftliche Zusammenhänge, von genetischen Codes über Mykorrhiza-Netzwerke bis zur Frage, warum Pilze keine Photosynthese betreiben. Dass all dies aus der Sicht der Pilze erzählt wird, verleiht den Informationen Witz, ohne sie zu vereinfachen. Kleine Experimente, wie Zunder herstellen oder mit Sporen malen, schlagen die Brücke vom Buch zur

eigenen Entdeckerlust. Den Magazincharakter unterstreicht Daniela Olejníkovás Gestaltung. Jede Doppelseite wirkt wie aus einem Independent-Magazin mit Sonderdruckfarben, die der Risografie entlehnt sind; wechselnde Typografien und grafische Randnotizen machen das Blättern selbst zum Teil der Erzählung. Illustration und Layout vermitteln Wissen nicht nur, sie inszenieren es. Gerade diese Fülle macht »Myko« allerdings anspruchsvoll. Die Textdichte und die zahlreichen gestalterischen Verweise dürften jüngere Kinder eher überfordern, obwohl das Buch bereits ab acht Jahren empfohlen wird. Trotzdem ist »Myko« ein wahrer Glücksfall auf dem (Kinder-)Sachbuchmarkt, der die Grenzen des Genres auflöst. Es vereint kluge Wissenskommunikation mit Humor und erfrischender Buchgrafik. MANJA REINHARDT

■ Jiří Dvořák (Text)/Daniela Olejníková (Ill.): Myko. Wissenswertes aus der Welt der Pilze. Aus dem Tschechischen von Mirko Kraetsch. Hamburg: Ankerwechsel 2026. 96 S., 32 €

Auf Durchreise

»Der Mann mit dem Koffer« von Adélia Carvalho und João Vaz Carvalho

Der Mann mit dem Koffer kommt – aber niemand weiß, wie er heißt. Auf jeder neuen Doppelseite des Kinderbuches »Der Mann mit dem Koffer« offenbart besagter Mann, neben dem Koffer ausgestattet auch mit Hut und langem Bart, eine neue seiner teils skurrilen, teils unmöglichen Eigenschaften – und bleibt dabei doch stets geheimnisvoll: Warum schläft er auf dem Mond ein, warum besuchen ihn Fische bei Regen und warum bloß ist sein Hund mal groß und mal klein?

Die in Brauntönen und gedeckten Farben gehaltenen Bilder von João Vaz Carvalho illustrieren dabei den Text von Adélia Carvalho nicht nur, sondern laden darüber hinaus zum Entdecken ein – ohne zu überfordern. Sie wechseln ab zwischen wimmeligeren

Bildern und einfacheren Kompositionen. In der portugiesischen Originalausgabe, bereits vor einem Jahrzehnt erschienen, macht »Der Mann mit dem Koffer«, geeignet für Kinder ab 3 Jahren, große Lust auf Sprache, trotz der teils holprigen Reime in der deutschen Übersetzung von Marianne Gareis. Die Freude beim Lesen regt zum selbstständigen Weiterdichten an: Was könnte der Mann noch in seinem Gepäck verstecken? Wo pflückt er die Blumen, die er verkauft und verschenkt? Und warum interessiert er sich für Affen? Fazit: Dieses Bilderbuch mit Hang zum Dadaistischen macht potenziell nicht nur den Kindern, sondern auch den vorlesenden Eltern Spaß. EVA BURMEISTER

■ Adélia Carvalho (Text)/João Vaz Carvalho (Ill.): Der Mann mit dem Koffer. Aus dem Portugiesischen von Marianne Gareis. Berlin: Kraus 2026. 192 S., 18 €, ab 3 J.



**»Drum besucht
ihn oft ein Fisch
namens Butt.«**

– aus »Der Mann mit dem Koffer«

Sturm in Pastellfarben

»Das Unwetter« von David Wautier nähert sich leise einer Naturgewalt



Auf den beiden ersten Panels von »Das Unwetter« sitzt eine Eidechse auf einem sonnenbeschienenen Felsen, auf dem dritten verschwindet sie in einer Spalte. Ein Vorzeichen für das, was bald folgt? Ein Junge und ein Mädchen, die die Eidechse beobachten, sehen ihr verwundert nach. Am Himmel fliegen Vögel über den beiden Kindern und die nordamerikanische Prärie davon. Die Mutter, die unten am Haus die Wäsche abhängt, blickt zu dem imposanten Felsen in einiger Entfernung, hinter dem sich eine dunkle Wolkenwand abzeichnet.

»Das Unwetter« wirkt wie das Storyboard eines Films. Wortlos führen die Zeichnungen des belgischen Illustrators und Kinderbuchautors David Wautier durch die Handlung, fokussieren auf Mimik, Gestik und die unmissverständlichen Signale der Natur: dunkle Wolken, erste Tropfen, die der Wind über das baumlose Land fegt, ein Blitz, der grell die plötzliche Finsternis durchschneidet, der Donner, der die Kinder sich die Hände an die Ohren pressen lässt.

Die farblich zart gehaltenen Zeichnungen wirken auf diese Weise eindringlich expressiv.

Die Familie bringt sich im Holzhaus in Sicherheit und versucht, der bedrohlichen Außenwelt Gemütlichkeit entgegenzusetzen. Doch das Unwetter dringt zu ihnen herein; Hagel lässt ein Fenster bersten. Auf dem Höhepunkt des Sturms kauern alle nebeneinander im Schlafzimmer auf dem Boden; ein doppelseitiges Bild zeigt das Haus klein in der windgepeitschten Landschaft.

Doch jedes Unwetter kommt einmal an ein Ende. Und dann ist – von den Schäden einmal abgesehen – alles wie zuvor: Die Vögel kehren zurück, die Eidechse sonnt sich auf dem Felsen, die Kinder spielen in den Pfützen. Und so liegt der Reiz von »Das Unwetter« weniger in der überschaubaren Handlung als in den Zeichnungen, die die Natur zur Hauptfigur machen.

ANDREA KATHRIN KRAUS

■ David Wautier: Das Unwetter. Frankfurt/Main: Moritz 2026. 48 S., 18 €, ab 6 J.

»Das Schreiben bringt mir absolute innere Freiheit,

ich vergesse alles. Ich bin wie ein neugeborenes Baby mit nackten Augen. Als ich acht Jahre alt war, habe ich angefangen, einen Roman über Aquariumfutter zu schreiben. Aber ich bin nie damit fertig geworden, vielleicht auch, weil ich damals noch kein Publikum hatte.«

– Dora Kaprálová über ihren Roman »Die Mariborhypnose«, der mit dem Europäischen Literaturpreis ausgezeichnet wurde

»Echte Literatur findet im Kopf statt.

Aus einzelnen Buchstaben und Wörtern entsteht im Kopf eine ganz eigene Welt. Jeder Leser hat seine ganz eigene Interpretation im Kopf. Das macht Literatur interessanter als Filme, und das sage ich als Person, die Filme liebt und auch Film studiert hat.«

– Miroslav Hlaučo über das Schreiben seines Romans »Pfingsten«

»Wenn man über sich selbst nachdenkt, nennt man sich selbst nicht beim Namen.

Du bist einfach du in deinen Gedanken. Deshalb habe ich sie nicht beim Namen genannt.«

– Dorota Ambrožová über die Protagonistin ihres Romans »Göre«

Das *logbuch* und Themen rund um den Buchmesse-Ehrengast Tschechien sind hier noch nicht zu Ende. Unter www.kreuzer-leipzig.de erwarten Sie drei ausführliche Interviews mit Dora Kaprálová, Miroslav Hlaučo und Dorota Ambrožová, denen die Zitate hier entnommen sind.



WISSEN

taz 



DISST MACHT

**Die taz
auf der
Buchmesse**
Halle 3.0, C97

Deshalb Journalismus
von links – unbestechlich,
unbequem, unabhängig.

**Unsere Veranstaltungen
live und im Stream**
taz.de/buchmesse



**Testen Sie die
wochentaz für 3 Monate**
taz.de/tazlesen



STREAMING TO GO



tipp _ scroll _ stream _____ ARTE